

JOHN HERSEY

Hiroshima

Die Geschichte von sechs Menschen, die die grösste Katastrophe, die jemals von Menschenhand hervorgerufen wurde, die Explosion der Atombombe in Hiroshima, überlebten

DIANA VERLAG ZÜRICH

LLOYD C. DOUGLAS

RAUHE LAUFBAHN

Roman

Ln. Fr. 16.—

Dies Buch hat eine Eigenart, die es mit nur wenigen andern teilt: es spannt uns vom ersten Moment an und dies auf besonders besinnliche, geistvolle Art. Man braucht sich nicht erst „hineinzulesen“; man ist von Anfang an „drin“ und je weiter man liest, um so inniger nimmt es uns gefangen. Es ist ein Arzt- und Menschheitsroman, ein Frauen- und Männerbuch, getragen von hohem sittlichen Ernst und zugleich von jenem Humor, der ein Kennzeichen geistiger Freiheit ist.

LAO SHEH

RIKSCHA KULI

Roman

Ln. Fr. 15.80

Wundervolle Natur- und Kulturbilder aus dem China um Peking umrahmen die Erzählung. Altchinesische, längst überholte Sitten und Gebräuche stehen wieder auf, Monumente ragen empor, Aberglauben treibt sein Unwesen, Volkssitten werden verständlich.

Ein großes Buch — ein tief menschliches Buch — und eine echte Dichtung.

LILLIAN SMITH

FREMDE FRUCHT

Roman

Ln. Fr. 14.80

Die Verfasserin, LILLIAN SMITH, verlegt die Begebenheiten ihres Romans in und um eine kleine Stadt in Georgia. Dieses Maxwell mit seinen Weißen und seiner Negerstadt wird in einer Art lebendig, daß wir glauben, dort gewesen zu sein, sie alle zu kennen.

DIANA VERLAG ZÜRICH

John Hersey

HIROSHIMA

Ein Jahr nachdem die Amerikaner ihre erste Atombombe über der japanischen Stadt Hiroshima abwarfen, erschien in der Zeitschrift „The New Yorker“ (31. August 1946) die aufsehenerregende „Reportage“ John Herseys, aus den Berichten von sechs Personen, die das Ereignis überlebten, komponiert, unter dem Titel „Hiroshima“, und Ende des Jahres das gleiche in Buchform. Daß dieses Buch zum Bestseller wurde, daß der amerikanische Radio sogar durch vier Abende hindurch seinen Text vorlesen ließ, spricht immerhin für Amerikas Denkfreiheit, für seine vorurteilslose Beobachtung und Beurteilung eigener Taten. Denn die größte Zerstörungskatastrophe der Weltgeschichte wird hier mit eiserner Sachlichkeit, ohne sichtbare Wertung, aber umso eindrucksvoller dem Leser vorgeführt.

Am 6. August 1945, 8.15 Minuten, ist der präzise zeitliche Fixationspunkt, in dem das apokalyptische Schicksal über die japanische Stadt hereinbricht, indem ein hochentwickeltes wissenschaftliches Resultat als technisches Geschehen ausgelöst wird, 100 000 Menschen tödlich getroffen

werden und eine Stadt in Trümmer und Asche verwandelt wird. Sechs Personen, die zu den beschädigten, aber immerhin „glücklich“ Ueberlebenden der Katastrophe gehören und genau aussagen konnten, werden vom Dichter im Moment des Geschehens — in einer furchtbaren Gleichzeitigkeit — quasi unter die Lupe genommen und weiterhin in ihren Bewegungen und Reaktionen in Raum und Zeit verfolgt. Es sind gewöhnliche Bürger einer Stadt, aus verschiedenen Schichten gewählt: das Bürofräulein eines industriellen Werkes, Toshika Sasaki, Hatsuyo Nakamura, die verwitwete Schneiderin, der Chirurg Dr. Sasaki, der deutsche Jesuitenpater Wilhelm Kleinsorge, der Methodistenpfarrer Kiyoshi Tanimoto und der Hospitalarzt Dr. Masakazu Fujii. Was jede dieser sechs Personen in jenem folgenschweren Augenblick gleichzeitig, aber unterschiedlich tat, wie weit jede von ihnen vom Explosionszentrum entfernt war, wird zunächst eindringlich beschrieben, sozusagen: ihr Zeit- und Raumverhältnis.

Innerhalb fürchterlicher Szenen des Leidens blüht wie eine göttliche Gnade die asiatische Stille und Demut einem unfaßbaren Unglück gegenüber. Dabei ebenso selbstverständlich: Helfen, Sterben, späteres Rückerobern des Alltags ohne Haß gegenüber dem Zerstörer.

„Weltwoche“

Fortsetzung auf hinterer Lappe!

DIANA VERLAG ZÜRICH

JOHN HERSEY

HIROSHIMA

DIANA VERLAG ZURICH

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

HIROSHIMA

Einzig autorisierte Übertragung von Justinian Frisch

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1947 by Diana Verlag Zürich

Printed in Switzerland

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

VORWORT

Am Montag, den 6. August 1945 begann eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte, Denn an diesem Tage wurden nach jahrelangen Forschungen und Versuchen von Naturwissenschaftlern vieler Nationen, darunter auch Japanern und im letzten Stadium der Untersuchungen vor allem Amerikanern, jene Kräfte, welche die Teilchen eines Atoms zusammenhalten, zum ersten Mal dem Menschen dienstbar gemacht. Gemäss eines Beschlusses der amerikanischen Militärbehörden, der, wie es heisst, gegen den Einspruch vieler an dem Werk beteiligter Wissenschaftler erfolgte, wurde eine Atombombe auf Hiroshima abgeworfen. Als unmittelbare Folge ist der Tod von über 60'000 Japanern, Männern, Frauen und Kindern, und die schwere Verwundung weiterer hunderttausend Menschen zu verzeichnen. Eine Stadt von 250'000 Einwohnern wurde durch die Explosion und das Feuer zerstört. Als mittelbare Folge erklärte sich Japan einige Tage danach für besiegt, Der zweite Weltkrieg war beendet.

Monatelang erfuhr man im Westen nur wenige zuverlässige Einzelheiten über die von dieser ersten Atombombe bewirkten Zerstörungen. Wohl wurden in Amerika wie Europa Millionen Worte über die wundersame neue Waffe geschrieben, welche die Wissenschaft in die Hände der Menschen gelegt hat. Man schilderte Forschungen und Experimente, durch die das grösste Geheimnis in der Natur enthüllt worden war; man erörterte die Probleme, die sich daraus für die Zukunft der Menschheit ergaben. Auch die sittliche Seite der Angelegenheit wurde aufs Heftigste diskutiert. Hätte man die Japaner im Voraus warnen, sie von dem Vorhaben Amerikas in Kenntnis setzen sollen? Wäre es richtiger gewesen, in Anwesenheit japanischer Beobachter an irgendeinem abgelegenen Ort, an dem nur ein minimaler Schaden entstehen konnte, zu Demonstrationszwecken eine Atombombe abzuwerfen und so die Japaner vor deren ernsthaften Anwendung zu warnen?

Nur von dem, was das Volk von Hiroshima fühlte und wie es auf die Atombombe reagiert hatte, schrieb man nichts, jedenfalls nichts, was der Wahrheit entsprach. Denn davon war nichts bekannt.

Im Mai 1946 sandte *The New Yorker* den Dichter von «Eine Glocke von Adano», John Hersey, nach dem Fernen

Osten, um zu erkunden, was sich nun wirklich in Hiroshima zugetragen hatte. Er sollte mit den Überlebenden der furchtbaren Katastrophe in Fühlung treten, ihre Gefühle, Beobachtungen, Gedanken und alles das aufzeichnen, was für sie die Zerstörung ihrer Stadt, ihres Daseins, ihrer Wohnstätten, Hoffnungen, Freunde und Landsleute bedeutete. Er sollte mitteilen, was der Bombenabwurf an menschlichen Leiden gekostet hatte.

Unser Gewährsmann verbrachte einen Monat in Japan. Er trug sein Material fast ohne Hilfe der Besatzungsbehörde zusammen. Nahezu alles erhielt er von Augenzeugen. Die Personen seines Berichtes sind lebende Menschen, keine erdachten Figuren, und was er erzählt, ist die Geschichte ihres Lebens, zum grössten Teil in ihren eigenen Worten,

Am 31. August 1946 wurde Hersey's Bericht veröffentlicht. Zum ersten Mal in der Geschichte des *New Yorker* erschien ein Heft, welches in seinem gewohnten Umschlag, einer Piknikszene, (denn diese Umschläge werden schon lange vorher gedruckt), nichts von dem üblichen Inhalt enthielt: keine Kurzgeschichte, keinen Roman, keine Satire, keine Karikaturen, kein Gedicht, keine Witze und keinen Modebericht, sondern ausser dem Anzeigenteil allein John

Hersey's umfassende Geschichte, die sich um die Erlebnisse von sechs Personen gruppiert: sechs Menschen, die sich im Augenblick, da die Bombe fiel, in Hiroshima befanden und durch seltsame Zufälle, wenn auch nicht unverletzt, so doch mit dem Leben davorkamen. Einer von ihnen, ein katholischer Missionar, war ein Deutscher, die übrigen Japaner, unter ihnen eine Bürolistin, ein protestantischer Pfarrer, die Witwe eines Schneidermeisters, ein praktischer Arzt und ein Arzt aus einem Rotkreuz-Lazarett. Für die erste Zeit nach Abwurf der Bombe weiss keiner von ihnen, was eigentlich geschah; kaum dass ihnen zum Bewusstsein kam, dass ihr altvertrautes Leben ein Ende nahm und sie durch einen Zufall, eine Fügung, oder, wie ihrer zwei behaupten, durch Gottes Willen zu armen hilflosen Statisten in einer beispiellosen Tragödie geworden sind. Erst ganz allmählich erfassten sie jenes Ungeheure, das mit Blitzesschnelle das ganze gewohnte Sein ihrer bisherigen Welt beseitigt hat.

In seinem lebhaften und doch rein sachlichen Bericht erzählt John Hersey, was die Bombe von Hiroshima jedem einzelnen dieser sechs Menschen antat und was sich mit ihnen in den Stunden und Tagen nach dem Abwurf zutrug. Sehr nüchtern erzählt er das; er versucht nicht zu «steigern»

oder «auf die Tränendrüsen zu drücken». In ihrer Wortkargheit wirkt seine Darstellung zuweilen fast kalt – aber so und nicht anders hat das Ereignis damals und nachher auf die sechs Männer und Frauen von Hiroshima gewirkt.

Es war ursprünglich die Absicht des *New Yorker* gewesen, die Geschichte in Fortsetzungen zu bringen. Aber in einem besonders lichten Moment erkannte der Chefredaktor, man müsse das Ganze auf einmal herausbringen und Hersey's rekonstruktivem Meisterwerk ein ganzes, eigenes Heft widmen. Während zehn Tagen hat dann John Hersey noch fieberhaft an seinem Manuskript gearbeitet, gefeilt, verbessert und es seitenweise in Satz gegeben. Kein Mensch ahnte, was sich in der Redaktion und Expedition des *New Yorker* vorbereitete, bis am 31. August die historische Nummer in der üblichen Aufmachung herauskam. Es war eine Sensation, selbst für die amerikanische Journalistik, etwas vollkommen Neues. Innerhalb weniger Stunden war das Heft ausverkauft, und ununterbrochen liefen Gesuche anderer amerikanischer Zeitungen ein – darunter «Herald Tribune», «Washington Post», «Chicago Sun», «Boston Globe» – die alle John Hersey's Werk in Fortsetzungen zu drucken wünschten. Die *American Broadcasting Company*

brachte es mit Herseys Zustimmung in leicht gekürzter Form auf vier Sendungen verteilt. Allein in den U.S.A, erwarben fünfzig Zeitungen das Recht zur Veröffentlichung in Fortsetzungen. Die dafür eingehenden Honorare liess der Autor dem Roten Kreuz überweisen. Von der ersten Ausgabe bestellte Albert Einstein 1000 Exemplare. Sogar um die Dramatisierungsrechte bemühten sich einige Interessenten, doch gab Mr. Hersey hierzu nicht die Erlaubnis, Telegraphisch ersuchten auch zahlreiche britische Zeitungsunternehmen um die Nachdrucksrechte, doch da man in New York auf ungekürzter Wiedergabe bestand, und die in England herrschende Papierknappheit eine solche nicht zulies, mussten die englischen Zeitungen von ihrem Vorhaben Abstand nehmen. Nur die *British Broadcasting Company* durfte das ungekürzte Werk in vier Sendungen ihres neuen «Dritten Programms» zu Gehör bringen.

Viele Berichte wurden veröffentlicht, die uns – soweit es die militärische Sicherheit gestattet – davon erzählen, wie die Atombombe funktioniert. Hier geht es zum ersten Mal nicht um die Beschreibung wissenschaftlicher Triumphe, komplizierter Instrumente und Maschinen, neuer Elemente,

mathematischer Formeln etc., sondern um einen Bericht dessen, was die Atombombe bewirkt und zwar gesehen mit den Augen von Menschen, denen es zustiess, Menschen, die eines der katastrophalsten Erlebnisse des Erdballs überlebten und heute noch leben.

EIN BLITZ OHNE DONNER

Am Morgen des 6. August 1945, Punkt acht Uhr fünfzehn japanischer Zeit, in dem Augenblick, da die Atombombe über Hiroshima explodierte, hatte Fräulein Toshiko Sasaki, Beamtin in der Personalabteilung der Ostasiatischen Zinnwerke, sich eben auf ihrem Platz im Fabrikkontor niedergelassen und wandte den Kopf, um mit dem Mädchen am Nachbartisch zu sprechen.

Zu genau der gleichen Zeit setzte Dr. Masakazu Fujii sich mit gekreuzten Beinen in der Vorhalle seines Privatsanatoriums nieder, um die in Osaka erscheinende Zeitung *Asahi* zu lesen. Das Sanatorium hing über einem der sieben Mündungsarme, die Hiroshima durchschneiden.

Frau Hatsuyo Nakamura, die Witwe eines Schneiders, stand am Fenster ihrer Küche und sah zu, wie ihr Nachbar sein Haus niederriss, weil es im Zuge einer Luftschutz-Feuerlinie gelegen war.

Pater Wilhelm Kleinsorge, ein deutscher Priester der Ge-

sellschaft Jesu, lag in Unterkleidern im obersten Stockwerk des dreistöckigen Missionshauses auf einem Feldbett und las in der Jesuitenzeitschrift «Stimmen der Zeit».

Dr. Terufumi Sasaki, ein junges Mitglied des chirurgischen Stabs des grossen, modernen Roten-Kreuz-Spitals, ging mit einer Blutprobe, die für eine Wassermann-Untersuchung bestimmt war, einen Korridor entlang.

Und der Reverend Kiyoshi Tanimoto, Pastor der Methodistenkirche von Hiroshima, stand vor der Tür des Hauses eines reichen Mannes in Koi, der westlichen Vorstadt, und schickte sich an, einen Handkarren abzuladen, der voller Dinge war, die der Pastor aus Furcht vor den stündlich erwarteten schweren Luftangriffen der B-29 aus der Stadt fortgeschafft hatte,

Hunderttausend Menschen wurden von der Atombombe getötet, und diese sechs gehörten zu den Überlebenden. Noch heute fragen sie sich verwundert, warum sie am Leben blieben, da so viele andere starben. Jeder von ihnen weiss viele kleine Einzelheiten zu erzählen, zufällige und beabsichtigte – ein noch zu rechter Zeit getaner Schritt, der Entschluss, ins Haus zu gehen, mit dem einen Strassen-

bahnwagen zu fahren statt mit dem nächsten –, Einzelheiten, die ihn gerettet haben. Und heute weiss jeder, dass er im Verlaufe seiner Rettung ein Dutzend Leben gelebt hat, dass er mehr Menschen hat sterben sehen als er je hätte ahnen können. Damals aber war all das keinem von ihnen bewusst.

Der Referend Tanimoto war an jenem Morgen um fünf Uhr aufgestanden. Er war allein im Pfarrhaus, weil seine Frau seit einiger Zeit über Nacht mit ihrem einjährigen Baby zu einem Freund in Ushida zu fahren pflegte, einer Vorstadt im Norden. Von allen bedeutenden Städten Japans waren erst zwei: Kyoto und Hiroshima, von ausgiebigeren Besuchen des B-san – des «Herrn B» –, wie die Japaner in einer Mischung von Respekt und bitterer Vertraulichkeit die B-29 nannten, verschont geblieben, und Tanimoto war, wie all seine Nachbarn und Bekannten, beinahe krank vor Furcht. Er hatte höchst ungemütlich detaillierte Berichte über Massenangriffe auf Kure, Iwakuni, Tokuyama und andere nahe gelegene Städte gehört. In der vergangenen Nacht hatte er schlecht geschlafen, weil mehrmals Luftalarm gewesen war. Seit Wochen fanden in Hiroshima fast allnächtlich solche Alarme statt, denn damals benutzten die B-29 den Biwa-See, nordöstlich von Hi-

roshima, als Rendezvous-Platz, und gleichgültig welche Stadt die Amerikaner zu bombardieren beabsichtigten, die Super-Festungen flogen über die Küste bei Hiroshima ein.

Die Häufigkeit der Alarmsignale und die fortgesetzte Zurückhaltung des «Herrn B» im Hinblick auf Hiroshima hatte die Einwohner der Stadt nervös gemacht, und es ging das Gerücht, die Amerikaner hätten Hiroshima für etwas Besonderes aufgespart.

Tanimoto ist ein kleiner Mann, der gern spricht, leicht lacht und leicht weint. Er trägt das schwarze Haar in der Mitte gescheitelt und ziemlich lang. Die unmittelbar oberhalb der Augenbrauen vorgewölbten Stirnknochen, der kleine Schnurrbart, der kleine Mund und das kleine Kinn – das verleiht ihm ein seltsames, altjunges Aussehen, ein knabenhaftes und doch weises, ein schwächliches und doch temperamentvolles Aussehen. Er bewegt sich rasch und nervös, aber mit einer Zurückhaltung, die den Eindruck erweckt, als sei er ein bedächtiger, vorsichtiger Mann. Ja, er hat gerade diese Eigenschaften in den ungemütlichen Tagen vor der Atombombe an den Tag gelegt. Tanimoto hat nicht nur seine Frau über Nacht nach Ushida geschickt, sondern auch alles Bewegliche aus seiner Kirche, die in dem dichtbevölkerten Wohnviertel Nagaragawa lag, ins Haus eines Kunstseidefabrikanten in Koi geschafft, zwei

Meilen vom Mittelpunkt der Stadt entfernt Der Kunstseidefabrikant, ein gewisser Matsui, hatte seinen damals unbewohnten Besitz einer grossen Zahl von Freunden und Bekannten geöffnet, damit sie alles, was sie in sicherer Entfernung von dem voraussichtlich aufs Korn genommenen Gebiet wissen wollten, hierher übersiedeln könnten. Es bereitete Tanimoto keine Schwierigkeiten, Stühle, Gesangbücher, Bibeln, Altargeräte und Kirchenbücher eigenhändig mittels eines Schiebekarrens zu transportieren, aber der Orgelkasten und ein Pianino erforderten immerhin Hilfe. Tags zuvor hatte ihm ein Freund namens Matsuo geholfen, das Pianino nach Koi hinauszuschaffen, und als Revanche hatte Tanimoto ihm versprochen, heute die Sachen seiner Tochter hinausbringen zu helfen. Deshalb war er so zeitig aufgestanden.

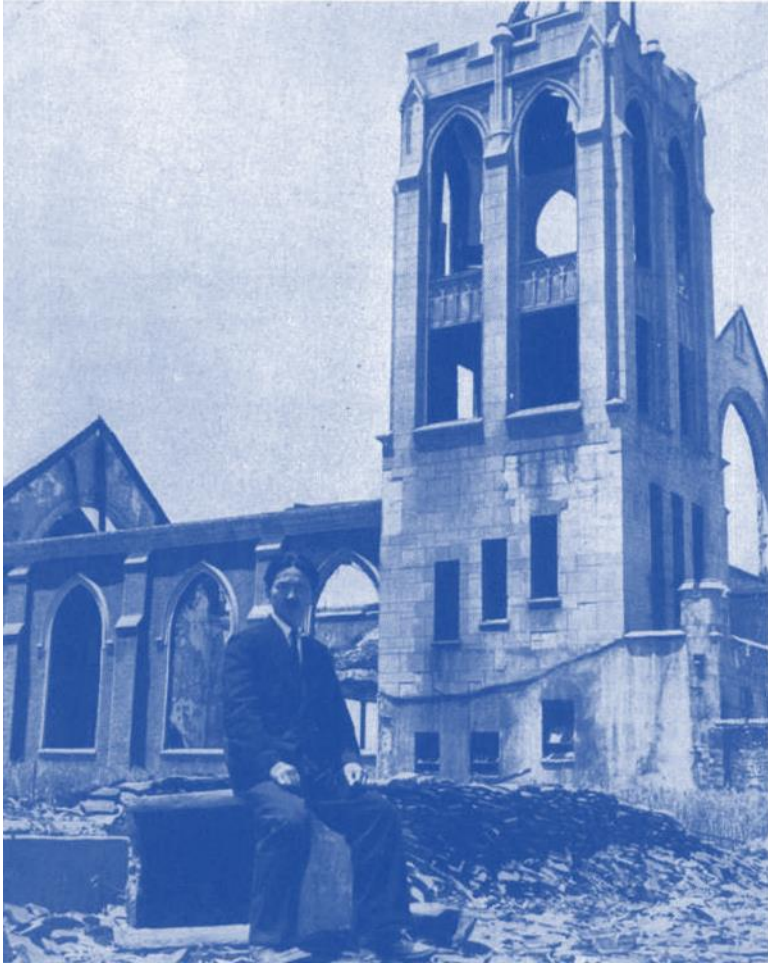
Tanimoto machte sich sein Frühstück selbst. Er war furchtbar müde. Die Anstrengung mit dem Transport des Pianinos tags zuvor, eine schlaflose Nacht, Wochen von Unruhe und unregelmässiger Ernährung, die Sorge um seine Pfarrei – alles vereinigte sich dazu, dass er sich der Arbeit des neuen Tages kaum gewachsen fühlte. Dazu kam noch etwas anderes: Tanimoto hatte am Emory College in Atlanta, Georgia, Theologie studiert. Im Jahre 1940 hatte

er seinen Doktor gemacht. Er sprach ausgezeichnet Englisch. Er trug amerikanische Kleider. Er war bis unmittelbar vor Kriegsausbruch mit vielen amerikanischen Freunden im Briefwechsel gestanden. Und unter Menschen, die von der Furcht besessen waren, ausspioniert zu werden – vielleicht unterlag er selbst dieser Furcht – fühlte er sich von Tag zu Tag unbehaglicher. Zu mehreren Malen war er von der Polizei verhört worden, und erst vor wenigen Tagen hatte er erfahren, dass einer seiner einflussreichen Bekannten, ein gewisser Tanaka, pensionierter Offizier der Toyo-Kisen-Kaisha-Schiffahrtlinie, ein Gegner des Christentums, ein Mann, der wegen seiner ostentativen Wohltätigkeit in Hiroshima berühmt und wegen seiner persönlichen Herrschsucht bekannt war – dass also dieser Tanaka sich geäußert hatte, man solle Tanimoto nicht trauen. Tanimoto begegnete dieser Verdächtigung dadurch, dass er, um sich öffentlich als guter Japaner zu erweisen, den Vorsitz in seiner lokalen «tonarigumi», der Bezirksvereinigung, annahm, und diese Stellung hatte ihm nebst seinen übrigen Pflichten und Sorgen das Amt der Organisierung des Luftschutzes für etwa zwanzig Familien eingetragen.

An diesem Morgen brach Tanimoto vor sechs Uhr nach

dem Hause Matsuos auf. Hier erfuhr er, dass es sich um die Fortschaffung eines «tansu», eines grossen japanischen Schrankes und anderer Einrichtungsgegenstände handelte. Die beiden Männer machten sich auf den Weg. Der Morgen war vollkommen klar und so warm, dass man sich auf einen ungemütlichen Tag gefasst machen musste. Wenige Minuten nach dem Aufbruch der beiden ertönte die Alarmsirene – ein minutenlanges Heulen, das die Annäherung feindlicher Flugzeuge ankündigte, das aber gleichzeitig besagte, es handle sich nur um eine geringe Gefahr, da das Signal ja jeden Morgen zu dieser Stunde ertönte, sobald ein amerikanisches Wetterflugzeug einflog.

Die beiden Männer zogen und schoben den Handwagen durch die Strassen der Stadt. Hiroshima breitete sich fächerförmig aus und lag zum grössten Teil auf den sechs Inseln, die von den sieben Mündungsarmen des Ota gebildet werden. Die hauptsächlichen Geschäfts- und Wohnbezirke, die sich über rund vier Quadratmeilen im Zentrum der Stadt erstreckten, beherbergten drei Viertel der Gesamtbevölkerung, die durch mehrere Evakuierungen von einem Maximum von 380 000 während des Krieges auf etwa 245'000 Seelen vermindert worden war.



Pfarrer Tanimoto

Fabriken und andere Wohnviertel oder Vororte gliederten sich eng an die Stadtränder an. Im Süden lagen die Docks, ein Flughafen und das inselreiche Binnenmeer. Die anderen drei Seiten des Deltas sind von einem Kranz von Bergen umgeben.

Tanimoto und Matsuo wählten den Weg durch das Geschäftsviertel, das schon von Menschen wimmelte, und über zwei Flussarme nach den steilen Strassen von Koi, dann über diese hinauf zur Peripherie und zu den Ausläufern der Berge. Als sie aus der dichtbebauten Zone in ein Tal hinaus kamen, ertönte das Entwarnungssignal. (Die japanischen Radar-Operateure, die nur drei Flugzeuge entdeckten, nahmen an, dass es sich um einen Erkundungsflug handle.) Es war sehr ermüdend, den Handwagen zum Hause des Kunstseidefabrikanten hinaufzuschieben, und nachdem die beiden Männer ihre Fracht auf die Zufahrtsrampe und bis an die Stufen des Einganges manövriert hatten, machten sie halt, um ein bisschen auszuruhen. Sie standen an einem Flügel des Hauses, der zwischen ihnen und der Stadt lag. Wie die meisten Häuser in dieser Gegend Japans bestand auch dieses aus hölzernem Fachwerk und Holzwänden und einem schweren Ziegeldach darauf. Die Eingangshalle, die voll war von Bettwäsche- und Kleiderbündeln, sah aus wie ein

kühles Gewölbe voller dicker Kissen. Gegenüber dem Haus, rechts von der Eingangstür, lag ein grosser, kunstvoll angelegter Felsengarten. Man hörte nichts von einem Flugzeug. Der Morgen war still, der Ort kühl und angenehm.

Da zerriss ein grauenvoller Lichtblitz den Himmel. Tanimoto erinnerte sich genau, dass der Blitz von Osten nach Westen ging, von der Stadt nach den Bergen. Es war sozusagen ein flammendes Stück Sonne. Tanimoto und Matsuo reagierten mit der Empfindung des Entsetzens, beide hatten Zeit zu reagieren, denn sie befanden sich 3.500 Yards, das sind etwa zwei Meilen, vom Zentrum der Explosion entfernt. Matsuo stürzte die Stufen des Eingangs hinauf ins Haus hinein, tauchte zwischen die Bettwäschebündel und vergrub sich dort. Tanimoto machte vier, fünf Schritte und warf sich im Garten zwischen zwei grosse Felsblöcke. Er stiess mit dem Bauch hart auf einen dieser Felsen. Da nun sein Gesicht an dem Stein lag, sah er nicht, was sich ereignete. Er spürte einen plötzlichen Druck, und dann regnete es Holzsplitter und Holzstücke und Bruchstücke von Ziegeln über ihn. Er hörte kein Getöse. (Fast keiner der Einwohner von Hiroshima erinnerte sich, ein Geräusch von der Bombe vernommen zu haben. Aber ein Fischer in seinem

Sampan auf dem Binnenmeer bei Tsuzu, der Mann, bei dem Tanimotos Schwiegermutter und Schwägerin wohnten, sah den Lichtblitz und hörte eine furchtbare Explosion, Er befand sich etwa zwanzig Meilen von Hiroshima entfernt, aber der Donner war stärker als damals, als die B-29 Iwakuni bombardierten, das nur fünf Meilen entfernt liegt.)

Als Tanimoto endlich wagte, den Kopf zu erheben, sah er, dass das Haus des Kunstseidefabrikanten eingestürzt war. Er glaubte, es sei direkt von einer Bombe getroffen worden. Es hatten sich hier derartige Staubwolken erhoben, dass ringsumher eine Art Dämmerung herrschte. In panischem Schrecken stürzte er, ohne im Augenblick an Matsuo, der unter den Ruinen lag, zu denken, auf die Strasse hinaus. Im Laufen bemerkte er, dass die Betonmauer des Besitzes eingestürzt war, und zwar mehr gegen das Haus, als vom Hause weg. Auf der Strasse war das Erste, was er sah, ein Trupp Soldaten, die in der gegenüberliegenden Bergflanke gegraben hatten – sie machten dort einen von den tausend Unterständen, in denen der Japaner offenbar einer Invasion Widerstand zu leisten und jede Erderhebung, jedes Menschenleben zu verteidigen beabsichtigten.

Aus dieser Höhle, in der sie hätten sicher sein sollen, kamen die Soldaten heraus, Kopf, Brust und Rücken blutüberströmt. Sie waren betäubt und sprachlos.

Unter der scheinbar lokalen Staubwolke wurde der Tag zusehends dunkler.

In der Nacht vor der Bombe, gegen zwölf Uhr, hatte der Ansager der Radiostation von Hiroshima gesagt, dass etwa zweihundert B-29 auf das südliche Honshu im Anfluge wären, und hatte der Bevölkerung empfohlen, sich nach den angewiesenen «Sicherheitsgebieten» zu begeben. Frau Hatsuyo Nakamura, die Schneiderswitwe, die im Bezirk Noboricho wohnte und seit Langem gewohnt war, alle Weisungen zu befolgen, holte ihre drei Kinder – den zehnjährigen Toshio, die achtjährige Yaeko und die fünfjährige Myeko – aus den Betten, zog sie an und ging mit ihnen auf das militärische Gebiet am nordöstlichen Rand der Stadt, bekannt als Östlicher Exerzierplatz. Dort entrollte sie einige Matten und legte die Kinder darauf nieder. Sie schliefen bis etwa zwei Uhr; dann wurden sie vom Lärm der Flugzeuge, die Hiroshima überflogen, geweckt.

Sobald die Flieger fort waren, ging Frau Nakamura mit ihren Kindern wieder zurück. Sie erreichten ihre Wohnung kurz nach halb drei. Sie drehte sofort das Radio an, das zu

ihrer Verzweiflung eben wieder eine neue Luftwarnung aussandte. Als sie die Kinder anschaute und sah, wie müde sie waren, und als sie an die vielen Wanderungen dachte, die die Kleinen in den letzten Wochen zum Exerzierplatz hatten machen müssen, jedesmal ohne Zweck und Grund, konnte sie sich trotz der Radio-Instruktionen nicht dazu entschliessen, noch einmal das Haus zu verlassen, Sie steckte die Kinder in die Schlafkissen auf dem Fussboden, legte sich um drei Uhr selbst nieder und schlief sofort ein, und zwar so fest, dass sie, als später wieder Flugzeuge über die Stadt flogen, von dem Lärm nicht erwachte.

Gegen sieben Uhr wurde sie vom Geheul der Sirenen aufgeschreckt, Sie stand auf, kleidete sich rasch an, eilte zum Hause des Vorstehers der Bezirksvereinigung Nakamoto und fragte ihn, was sie tun solle. Er sagte ihr, sie solle zu Hause bleiben, bis eine dringende Luftwarnung käme – eine Reihe intermittierender Sirenentöne, Sie kehrte in ihre Wohnung zurück, machte im Küchenherd Feuer an, setzte Reis zum Kochen auf und begann im «Chigoku» – einem in Hiroshima herauskommenden Morgenblatt – zu lesen, Um acht Uhr ertönte zu ihrer Erleichterung das Entwarnungssignal, Da sie die Kinder sich rühren hörte, ging sie

zu ihnen hin, gab jedem eine Handvoll Erdnüsse und sagte ihnen, sie sollten in den Kissen bleiben, da sie ja noch müde sein mussten von der nächtlichen Wanderung. Sie hatte gehofft, die Kinder würden wieder einschlafen, aber der Mann im südlichen Nachbarhause begann mit Hämmern, Hacken, Spleissen und Reissen ein wahnsinniges Getöse zu machen. Die Regierungsbehörde, überzeugt wie jedermann in Hiroshima, dass die Stadt bald angegriffen würde, hatte damit begonnen, durch Drohungen und Warnungen die Freilegung breiter Brandstrassen zu erzwingen, die, wie man hoffte, in Verbindung mit den Flussarmen dazu dienen könnten, durch Brandbomben entstandene Feuersbrünste zu lokalisieren. So opferte denn der Nachbar, wenn auch widerwillig, sein Haus der Sicherheit der Stadt.

Tags zuvor hatten die Behörden angeordnet, dass alle körperlich geeigneten Mädchen aus den Bürgerschulen einige Tage damit zubringen sollten, diese Strassen zu reinigen, und sie begannen mit der Arbeit kurz nach dem Entwarnungssignal.

Frau Nakamura ging in die Küche zurück, sah nach dem Reis und beobachtete den Nachbarn. Erst ärgerte sie sich über ihn, weil er solchen Lärm machte, aber dann rührte das Mitleid sie beinahe zu Tränen. Ihre Gemütsbewegung war

besonders auf den Nachbarn gerichtet, der sein Haus Brett für Brett niederriss, und das zu einer Zeit, in der es soviel unausweichliche Zerstörung gab, aber zweifellos empfand sie auch verallgemeinertes Gemeinschaftsmit» leid, nicht davon zu reden, dass sie auch sich selber bemitleidete. Sie hatte es nicht leicht gehabt. Ihr Mann Isawa war gleich nach Myekos Geburt eingerückt, und lange Zeit hatte sie nichts von ihm gehört, bis sie endlich am 5. März 1942 ein lakonisches Telegramm erhielt: «Isawa starb eines ehrenvollen Todes in Singapore.» Später erfuhr sie, dass er am 15. Februar, dem Tage der Eroberung Singapurs, gefallen war, und dass er es bis zum Korporal gebracht hatte. Isawa war kein besonders erfolgreicher Schneider gewesen, und sein ganzes Kapital bestand in einer Sankoku-Nähmaschine. Als nach seinem Tode die Zuteilungen aufhörten, holte Frau Nakamura die Nähmaschine hervor und begann selbst Akkordarbeit anzunehmen. Seither ernährte sie sich und die Kinder kümmerlich durch Näharbeit.

Während Frau Nakamura dastand und ihrem Nachbarn zusah, war plötzlich alles von einem grell-weissen Blitz erleuchtet, so weiss, wie sie es noch nie gesehen. Was dem Mann im Nebenhaus geschah, sah sie nicht. Der Mutter-

reflex in ihr reagierte so, dass sie sofort zu ihren Kindern eilte. Sie hatte einen einzigen Schritt getan (das Haus war 1.350 Yards, das sind drei Viertelmeilen, vom Zentrum der Explosion entfernt), als sie von irgendetwas emporgehoben wurde und über die erhöhte Schlafestradе ins anstossende Zimmer zu fliegen glaubte, verfolgt von Bruchstücken ihres Hauses.

Während sie auf dem Fussboden landete, fielen rings um sie Holzstücke, und ein Regen von Dachziegeln trommelte auf sie nieder. Der Schutt begrub sie nicht. Sie erhob sich und machte sich frei. Sie hörte ein Kind rufen: «Mutter, hilf mir!» und erblickte ihr Jüngstes, die fünfjährige Myeko, bis zur Brust verschüttet und unfähig, sich zu rühren. Während Frau Nakamura sich in grösster Erregung mit den Fingernägeln den Weg zu ihrem Kind zu graben begann, sah und hörte sie nichts von den beiden anderen Kindern.

An den Tagen, die der Bombe unmittelbar vorausgingen, hatte Dr. Masakazu Fujii, – ein wohlhabender Geniesser und zur Zeit nicht allzusehr beschäftigt – sich den Luxus gegönnt, bis neun oder halb zehn zu schlafen. Am Tage, an



Frau Nakamura

dem die Bombe fiel, musste er glücklicherweise zeitig aufstehen, um einen Gast seines Hauses zur Bahn zu begleiten. Er erhob sich um sechs, und eine halbe Stunde später wanderte er mit seinem Freund über zwei Flussarme zum Bahnhof, der nicht weit entfernt war. Um sieben Uhr, eben als die Sirene ihr Dauersignal ertönen liess, war er wieder zu Hause. Er frühstückte und zog sich dann, da der Morgen schon recht warm war, bis auf die Unterkleider aus; so ging er in die Vorhalle hinaus, um die Zeitung zu lesen.

Die Vorhalle – ja, das ganze Gebäude – war merkwürdig konstruiert. Dr. Fujii war Eigentümer einer spezifisch japanischen Einrichtung: eines Privatspitals mit nur einem Arzt. Dieses Gebäude, neben und über dem Wasser des Kyo sozusagen hockend, in der Nähe der Brücke gleichen Namens, enthielt dreissig Zimmer für dreissig Patienten und ihre Angehörigen. Nach japanischer Sitte wird jeder, der erkrankt und ein Spital aufsucht, von einem oder mehreren Mitgliedern seiner Familie begleitet. Sie wohnen bei ihm, kochen für ihn, baden ihn, massieren ihn, lesen ihm vor und beweisen ihm unablässig die Anteilnahme der Familie, ohne die der Japaner tatsächlich höchst unglücklich wäre. Dr. Fujii hatte für seine Patienten keine Betten – nur Strohmatten. Im Übrigen

besass er alle möglichen modernen Einrichtungen: einen Röntgen-Apparat, einen Diathermie-Apparat und ein schön gekacheltes Laboratorium. Das Gebäude ruhte zu zwei Dritteln auf dem festen Land, während ein Drittel auf Pfeilern über die Wasserfläche des Kyo hinausragte. Dieser überhängende Teil des Gebäudes, der Teil, in dem sich die Wohnung Dr. Fujiis befand, sah wunderlich aus, aber er war im Sommer kühl, und der Blick von der Vorhalle, deren Front sich vom Stadtzentrum abwandte, auf den Fluss mit seinen aufwärts und abwärts gleitenden Lustbooten hatte immer etwas Erfrischendes.

Gelegentlich war es Dr. Fujii etwas ängstlich zumute, wenn die Mündungsarme des Ota mit der Flut stiegen; aber die Stützpfeiler waren offenbar stark genug, und bisher hatte das Haus immer gehalten.

Seit etwa einem Monat hatte Dr. Fujii relativ wenig zu tun. Im Juli, als die Zahl der noch nicht angegriffenen japanischen Städte abnahm und Hiroshima immer unausweichlicher ein Ziel zu werden drohte, hatte er begonnen, seine Patienten nach und nach fortzuschicken, weil er im Falle eines Angriffes mit Brandbomben nicht imstande gewesen wäre, sie zu evakuieren. Zur Zeit hatte er nur noch zwei Patienten: eine Frau aus Yano, die an der Schulter verletzt

war, und einen jungen Mann von fünfundzwanzig, der sich von Verbrennungen erholte, die er bei einem Bombardement der Stahlwerke bei Hiroshima erlitten hatte. Dr. Fujii hatte sechs Krankenschwestern. Seine Frau und seine Kinder befanden sich in Sicherheit. Die Frau wohnte mit einem Jungen in der Umgebung von Osaka, während ein zweiter Sohn und zwei Töchter auf der Insel Kyushu auf dem Lande waren. Bei Dr. Fujii lebte eine Nichte, eine Magd und ein Diener. Dr. Fujii hatte wenig zu tun, was ihn aber nicht bekümmerte, da er etwas Geld erspart hatte. Mit seinen fünfzig Jahren war er gesund, ruhigen Gemüts und liebte heiteren Verkehr; die Abende brachte er gerne mit Freunden bei einer Flasche Whisky zu, stets aufnahmefähig und zum Gespräch geneigt. Vor dem Krieg bevorzugte er importierte Marken aus Schottland und Amerika; jetzt war er mit der besten japanischen Marke, Suntory, durchaus zufrieden.

Dr. Fujii setzte sich in Unterkleidern mit untergeschlagenen Beinen auf die fleckenlose Matte der Vorhalle, setzte die Brille auf und begann die in Osaka erscheinende Zeitung «Asahi» zu lesen. Er bevorzugte die Zeitung aus Osaka, weil seine Frau dort lebte. Er sah den Lichtblitz.

Da er mit dem Gesicht vom Stadtzentrum abgewandt sass und in seine Zeitung schaute, kam ihm der Blitz wie leuchtendes Gelb vor. Erschreckt stand er auf. In diesem Augenblick (er befand sich 1.550 Yards vom Mittelpunkt der Stadt entfernt), neigte sich das Spital hinter ihm und stürzte mit einem furchtbaren Lärm kopfüber in den Fluss. Der Arzt, der noch im Begriffe war, sich zu erheben, wurde vorwärts geworfen, um seine Achse gedreht und kopfüber fortgeschleudert. Er prallte auf und wurde gepackt. Er verlor jeden Zusammenhang mit allem, da alles so rasend schnell ging. Dann spürte er Wasser.

Dr. Fujii hatte kaum Zeit zu überlegen, dass dies sein Ende sei, als er bemerkte, dass er lebe, eingeklemmt zwischen zwei langen Balken, die in der Form eines V um seine Brust lagen, etwa wie ein Bissen, der von zwei riesigen Essstäbchen festgehalten wird. Es hielt ihn aufrecht, so dass er sich nicht rühren konnte, wobei er den Kopf wunderbarerweise über dem Wasser, Körper und Beine aber im Wasser hatte. Rings um ihn trieben die Überbleibsel seines Spitals in einem tollen Wirbel von zersplittertem Holz und von Material, das sonst zur Linderung von Schmerzen diente. Seine rechte Schulter tat ihm furchtbar weh. Die Brille war fort.

Pater Wilhelm Kleinsorge, S. J., befand sich am Morgen der Explosion in ziemlich elendem Zustande. Die japanische Kriegskost bekam ihm nicht, und der Gedanke, in dem immer fremdenfeindlicher werdenden Japan als Ausländer zu leben, bedrückte ihn. Seit der Niederlage des Heimatlandes war auch ein Deutscher nicht mehr beliebt. Pater Kleinsorge hatte mit achtunddreissig Jahren das Aussehen eines aufgeschossenen Jungen – ein mageres Gesicht, einen vorspringenden Adamsapfel, eine eingefallene Brust, baumelnde Arme und grosse Füsse. Er ging schwerfällig, ein wenig vorgebeugt. Immer war er müde. Was die Sache noch schlimmer machte: er hatte, gemeinsam mit Pater Cieslik, seinem Kollegen, an einem schmerzhaften, hartnäckigen Durchfall gelitten, die sie den Bohnen und dem schwarzen Rationierungsbrot zuschrieben, das sie zu essen gezwungen waren. Zwei andere Priester, die damals im Missionsgebäude wohnten – dieses lag im Bezirk Noboricho – Pater Superior LaSalle und Pater Schiffer, waren der Erkrankung glücklich entgangen.

Am Tage der Bombe erwachte Pater Kleinsorge gegen sechs Uhr morgens, und eine halbe Stunde nachher – er war wegen seiner Erkrankung etwas verspätet – begann er in der Missionskapelle die Messe zu lesen. Die Kapelle war ein

kleines Holzgebäude in japanischem Stil und hatte keine Betstühle, da die Andächtigen auf dem üblichen japanischen, mit Matten bedeckten Fussboden knieten, vor Augen einen mit prächtigen Seidengeweben, Messing- und Silbergeräten und schweren Stickereien geschmückten Altar. An diesem Morgen war nur eine geringe Zahl von Andächtigen zugegen: der Student der Theologie Take-moto, der im Missionshause lebte, Fukai, der Sekretär der Diözese, Frau Murata, die fromme christliche Haushälterin der Mission, und Kleinsorges Kollegen. Als Pater Kleinsorge nach der Messe das Dankgebet sprach, ertönte die Sirene. Er unterbrach den Gottesdienst, und die Mitglieder der Mission *zogen* sich in das grössere Gebäude zurück. Dort legte Pater Kleinsorge eine militärische Uniform an, die er auf Grund seiner Lehrtätigkeit an der Rokko«Mittelschule zu tragen berechtigt war und die er während eines Luftalarms immer trug.

Nach einem Alarm ging Pater Kleinsorge immer ins Freie, um den Himmel abzusuchen, und diesmal stellte er, als er hinaustrat, mit Vergnügen fest, dass nur das einzelne Wetterflugzeug zu sehen war, das täglich um diese Zeit Hiroshima überflog. Beruhigt darüber, dass nichts geschehen würde, ging er ins Haus und frühstückte mit

den anderen Patres den Ersatzkaffee mit dem rationierten Brot, das ihm unter den gegebenen Umständen besonders widerstand. Die Patres sassen beisammen und unterhielten sich eine Weile, bis sie um acht Uhr das Entwarnungssignal hörten. Sie begaben sich nach den verschiedenen Teilen des Gebäudes. Pater Schiffer ging auf sein Zimmer, um zu schreiben. Pater Cieslik liess sich in seinem Zimmer auf einem horizontalen Stuhl nieder, zur Linderung seiner Schmerzen ein Kissen auf dem Magen, und begann zu lesen. Der Pater Superior La Salle stand nachdenklich am Fenster seines Zimmers. Pater Kleinsorge ging in sein Zimmer im dritten Stock hinauf, zog alle Kleider aus bis auf die Unterwäsche, streckte sich, auf der rechten Seite liegend, auf einem Feldbett aus und begann seine «Stimme der Zeit» zu lesen.

Nach dem furchtbaren Blitz – der, wie Pater Kleinsorge sich nachher bewusst wurde, ihn an etwas erinnerte, was er als Knabe über den Zusammenstoss eines Kometen mit der Erde gelesen hatte – blieb ihm noch Zeit (da er 1.400 Yards vom Zentrum entfernt war) für einen einzigen Gedanken: Eine Bombe ist direkt auf uns gefallen! Dann verlor er auf einige Sekunden oder Minuten das Bewusstsein.

Pater Kleinsorge hat niemals erfahren, wie er aus dem Hause gekommen war. Als er wieder zu Bewusstsein kam, erinnerte er sich zunächst, dass er in Unterkleidern im Gemüsegarten der Mission umherwanderte, aus kleinen Schnittwunden an seiner linken Seite ein wenig blutend; dass ferner alle Gebäude ringsum eingestürzt waren, mit Ausnahme des Missionshauses der Jesuiten, das schon vor langem von einem Priester namens Gropper, der eine heillose Angst vor Erdbeben hatte, gestützt und wiederum gestützt worden war; dass der Tag sich verfinstert hatte; und endlich dass Murata-san, die Haushälterin, in der Nähe war und ein übers andere Mal ausrief: «Shu Jesusu, awaremi tamai!» – «O Herr Jesus, erbarme Dich unser!»

In einem Abteil des Eisenbahnzuges, der vom flachen Lande auf Hiroshima zurollte, sass Dr. Terufumi Sasaki, der Chirurg des Roten-Kreuz-Spitals, und dachte über einen bösen Traum nach, der ihn nachts zuvor heimgesucht hatte. Er wohnte mit seiner Mutter in Mukaihara, dreissig Meilen von der Stadt entfernt, und es kostete ihn zwei Stunden Bahn- und Strassenbahnfahrt, um das Spital zu erreichen. Er hatte die ganze Nacht schlecht geschlafen, war um eine



Dr. Fujii

Stunde früher als gewöhnlich aufgewacht und hatte, matt und leicht fiebernd, überlegt, ob er überhaupt ins Spital fahren solle. Schliesslich gewann sein Pflichtbewusstsein die Oberhand, und er fuhr mit einem zeitigeren Zug als gewöhnlich. Der Traum hatte ihn besonders erschreckt, weil er, wenigstens äusserlich, mit einer beunruhigenden Wirklichkeit in engem Zusammenhang stand. Dr. Terufumi war erst fünf- undzwanzig Jahre alt und hatte eben seine Ausbildung an der Östlichen Medizinischen Universität in Tsingtau, China, beendet. Er war in gewissem Sinne Idealist, und die Unzulänglichkeit der sanitären Einrichtungen in der Provinzstadt, in der seine Mutter lebte, bereitete ihm grosse Sorgen. Ganz auf eigene Faust und ohne Erlaubnis hatte er dort abends einige Krankenbesuche gemacht – nach achtstündigem Dienst im Spital und nach vierstündiger Bahnfahrt.

Vor Kurzem hatte er erfahren, dass auf der Ausübung der Praxis ohne Erlaubnis strenge Strafe stand, und ein Kollege, an den er sich in dieser Sache gewandt hatte, hatte ihn ernstlich ausgescholten. Nichtsdestoweniger hatte er die Praxis fortgesetzt. Im Traum hatte er am Bett eines Provinzpatienten gesessen, als die Polizei und der Arzt, mit dem er sich beraten hatte, ins Zimmer stürzten, ihn ergriffen, hinaus-

schleppten und fürchterlich verprügelten. Im Eisenbahnzug war er eben zu dem Entschluss gelangt, die Arbeit in Mukaihara aufzugeben, da er es für unmöglich hielt, eine Erlaubnis zu bekommen, weil die Behörden der Auffassung sein würden, dass die Privatpraxis mit seinem Dienst im Roten Kreuz-Spital kollidiere.

Beim Hauptbahnhof bekam er sofort einen Strassenbahnwagen. (Später rechnete er sich aus² dass er, wenn er morgens mit seinem gewöhnlichen Zug gefahren wäre und, wie das oft passierte, ein paar Minuten auf die Strassenbahn hätte warten müssen, im Zeitpunkt der Explosion im Stadtzentrum gewesen und bestimmt umgekommen wäre). Er kam um sieben Uhr vierzig im Spital an und meldete sich beim Chef-' arzt. Wenige Minuten später ging er in ein Zimmer des ersten Stockwerkes, um vom Arm eines Patienten zum Zwecke der Wassermannprobe etwas Blut zu entnehmen. Das Laboratorium, das die Inkubatoren für die Probe enthielt, befand sich im dritten Stock. Mit der Blutprobe in der linken Hand, ging er etwas zerstreut, wie schon den ganzen Morgen, wahrscheinlich infolge des Traumes und der unruhigen Nacht; auf dem Wege zum Stiegenhaus betrat er den Hauptkorridor. Er befand sich einen Schritt hinter ei-

nem offenen Fenster, als die Wände des Korridors den Schein der Bombe wie ein riesiges photographisches Blitzlicht reflektierten. Er beugte das Knie und sagte zu sich selbst, wie es nur ein Japaner tun würde: «Sasaki, gambare!» Sei tapfer! Im selben Augenblick (das Gebäude war 1,650 Yards vom Zentrum entfernt) zerriss die Lufterschütterung das Spital. Die Augengläser flogen ihm davon, das Fläschchen mit dem Blut zerschellte an der Wand, seine japanischen Pantoffeln glitten ihm unter den Füßen davon – sonst aber war er, dank seinem Standort, unverletzt,

Dr. Sasaki rief den Namen des Chefarztes, stürzte in sein Bureau und fand ihn von Glasscherben furchtbar zerschnitten, Das Spital war grauenvoll verwüstet: schwere Wände und Decken waren auf die Patienten gestürzt, Betten waren umgeworfen, Fensterscheiben waren ins Innere geflogen und hatten den Menschen Schnittwunden beigebracht, Blut war überall auf dem Fussboden und auf den Wänden verspritzt, allenthalben lagen Instrumente umher, viele Patienten liefen schreiend herum, noch mehr lagen tot auf dem Boden, (Ein Kollege Dr. Sasaki, der in dem Laboratorium beschäftigt war, das Dr. Sasaki eben aufsuchen wollte, war tot. Der Patient, den er gerade verlassen hatte und der noch

vor wenigen Augenblicken furchtbare Angst vor der Syphilis hatte, war auch tot.)

Dr. Sasaki stellte fest, dass er der einzige unverletzte Arzt des Spitäles war. In der Meinung, der Feind habe nur das Gebäude getroffen, in dem er sich befand, holte er Verbandzeug und begann alle Verwundeten im Spital zu verbinden. Draussen aber, in ganz Hiroshima, wandten die Verstümmelten, zu Tode Verwundeten ihre unsicheren Schritte dem Roten Kreuz-Spital zu, eine Invasion, die Dr. Sasaki seine privaten bösen Träume auf lange, lange Zeit hinaus vergessen liess.

Fräulein Toshiko Sasaki, Beamtin der Ostasiatischen Zinnwerke – mit Dr. Sasaki nicht verwandt – stand an dem Tag, da die Bombe fiel, um drei Uhr morgens auf. Es gab im Hause allerlei Extraarbeit. Ihr elf Monate altes Brüderchen war tags zuvor an einem ernsten Magenleiden erkrankt. Die Mutter war mit ihm ins Kinderspital Tamura gegangen und war mit ihm dortgeblieben. Fräulein Sasaki, die etwa zwanzig Jahre alt war, musste für den Vater, einen Bruder, eine Schwester und für sich selbst das Frühstück machen. Da das Spital wegen des Krieges nicht imstande

war, Lebensmittel zu beschaffen, musste sie für die Mutter und das Baby die Mahlzeiten für den ganzen Tag vorbereiten, und zwar so rechtzeitig, dass der Vater, der in einer Fabrik für Ohrenpfropfen für Artilleriemannschaften arbeitete, das Essen auf dem Weg zu seiner Arbeitsstätte mitnehmen konnte.

Als sie ihre Arbeit beendet und das Kochgeschirr gereinigt und an seinen Platz gestellt hatte, war es beinahe sieben Uhr. Die Familie lebte in Koi, und Fräulein Sasaki hatte bis zu den Zinnwerken, die sich in dem Stadtviertel Kannonmachi befanden, eine dreiviertelstündige Fahrt. Es war ihr die Führung der Personallisten der Fabrik anvertraut.

Sie verliess Koi um sieben, und kaum in der Fabrik angekommen, begab sie sich gemeinsam mit einigen anderen Mädchen von der Personalabteilung in den Versammlungsraum. Ein früherer Angestellter, der in der Marine zu lokaler Bedeutung gelangt war, hatte tags zuvor Selbstmord begangen, indem er sich vor einen Eisenbahnzug warf – ein Tod, den man immerhin als ehrenvoll genug betrachtete, um ihm eine Trauerfeier zu bewilligen, die denn auch an diesem Vormittag, zehn Uhr, in den Räumen der Zinnwerke stattfinden sollte. Fräulein Sasaki traf gemeinsam mit anderen Angestellten die für die Veranstaltung notwen-

digen Vorbereitungen. Diese Arbeit nahm etwa zwanzig Minuten in Anspruch.

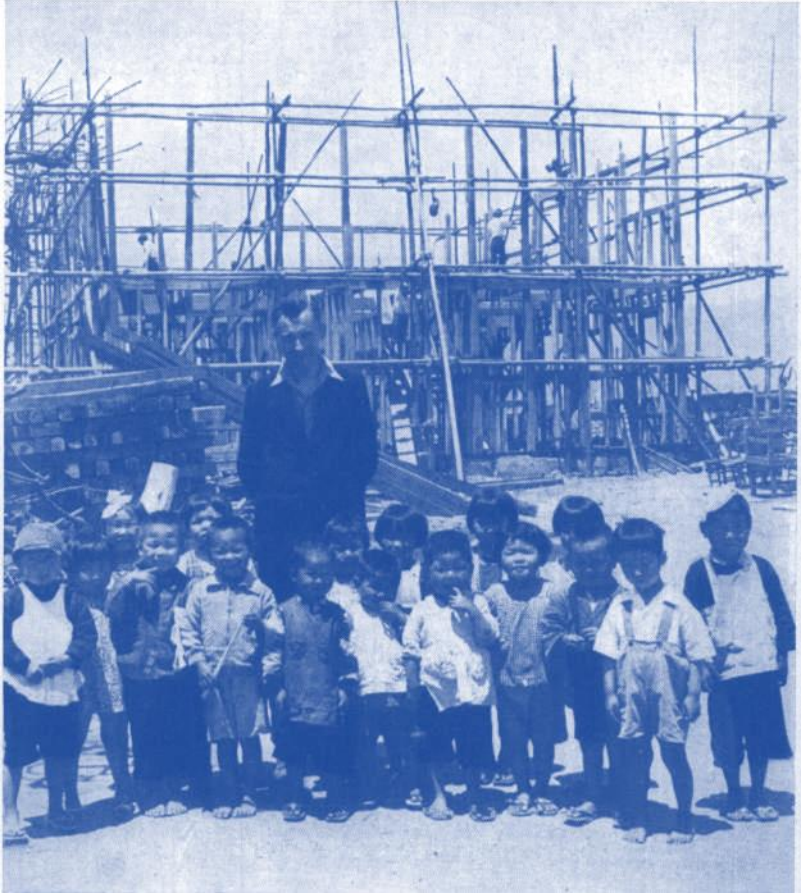
Dann ging Fräulein Sasaki in ihr Bureau zurück und setzte sich an ihren Schreibtisch. Sie befand sich ziemlich weit von den Fenstern entfernt, die sich sämtliche zu ihrer Linken öffneten; im Rücken hatte sie die beiden hohen Bücherschränke, die alle Bücher der Fabriksbibliothek enthielten – einer Einrichtung der Personalabteilung. Sie liess sich an ihrem Schreibtisch nieder, legte Verschiedenes in die Schublade und legte Papiere zurecht. Bevor sie mit ihren Eintragungen begann – Neuaufgenommene, Entlassene, Einberufungen zum Heer –, gedachte sie noch mit dem Mädchen zu ihrer Rechten ein wenig zu plaudern. Gerade als sie den Kopf von den Fenstern wegwandte, erfüllte das Zimmer sich mit einem blendenden Lichtschein. Von Schrecken gelähmt, blieb sie für einen langen Augenblick auf ihrem Stuhl wie festgenagelt. (Die Fabrik war 1.600 Yards vom Zentrum entfernt.)

Alles stürzte, und Fräulein Sasaki verlor das Bewusstsein. Die Decke fiel plötzlich herunter, der Fussboden droben stürzte in Splittern herab, die Menschen des oberen Stockwerks fielen herunter, und über diesen stürzte das Dach ein. Vor allem aber und zu allererst fielen die Bücher-

schränke hinter Fräulein Sasaki nach vorne, und ihr Inhalt schleuderte sie zu Boden, wobei ihr linkes Bein, furchtbar verdreht und gebrochen unter ihren Körper zu liegen kam. Hier, in den Zinnwerken, wurde im ersten Moment des Atomzeitalters ein menschliches Wesen von Büchern beinahe erdrückt.

DER BRAND

Unmittelbar nach der Explosion schloss Reveren Kiyoshi Tanimoto, nachdem er in überstürzter Flucht das Grundstück Matsuis verlassen und erstaunt die blutigen Soldaten erblickt hatte, die aus dem Unterstand, an dessen Aushebung sie arbeiteten, herausgekommen waren, sich teilnehmend einer alten Dame an, die, mit der linken Hand den Kopf stützend und einen Knaben von drei oder vier Jahren mit der rechten auf dem Rücken festhaltend, betäubt des Weges kam und unaufhörlich schrie: «Ich bin verwundet! Ich bin verwundet! Ich bin verwundet!» Tanimoto nahm das Kind auf den eigenen Rücken und führte die Frau an der Hand die Strasse entlang, die von einer lokalen Staubsäule verdunkelt schien. Er brachte die Frau zu einer nahegelegenen Volksschule, die schon vorher für den Notfall zum Reservespital bestimmt worden war. Diese Fürsorgetätigkeit befreite Tanimoto mit einem Male von seinem Schreckzustand. In der Schule sah er zu seiner Über-



Pater Kleinsorge

raschung den ganzen Fussboden mit Glassplittern übersät; fünfzig bis sechzig Verletzte warteten bereits auf Behandlung. Tanimoto sagte sich, es müssten, obgleich das Entwarnungssignal ertönt war und er keine Flugzeuge gehört hatte, mehrere Bomben abgeworfen worden sein. Es fiel ihm ein, dass sich im Garten des Kunstseidefabrikanten ein Hügel befand, von dem aus er einen Überblick über ganz Koi – übrigens auch über ganz Hiroshima – gewinnen könnte, und so lief er auf das Grundstück zurück.

Von der Erderhebung aus erblickte Tanimoto ein erstaunliches Rundgemälde. Nicht nur ein Stück von Koi, wie er erwartet hatte, sondern alles, was er durch die Rauchwolken von Hiroshima sehen konnte, entwickelte dichte, grauenvolle Giftschwaden. Durch den allgemeinen Staubnebel stiessen nah und fern Rauchballen empor. Tanimoto fragte sich, wieso es möglich war, dass aus heiterem Himmel solch ausgedehnte Schäden hatten kommen können. Auch nur wenige Flugzeuge in grosser Höhe wären hörbar gewesen. In der Nähe brannten Häuser, und als mächtige Wassertropfen in der Grösse von Marbeln zu fallen begannen, dachte Tanimoto, sie kämen von den Schläuchen der Feuerwehrleute, die die Brände bekämpften. (In Wirklichkeit

waren es Tropfen kondensierter Feuchtigkeit, die aus dem brodelnden Turm aus Staub, Hitze und Spaltungsfragmenten niederfielen, einem Turm, der sich bereits meilenhoch in den Himmel über Hiroshima erhoben hatte.)

Als Tanimoto die Stimme Matsuos hörte, der nach ihm rief und wissen wollte, ob er unverletzt sei, wandte er die Augen von dem Anblick weg. Matsuo war in dem einstürzenden Haus durch das Bettzeug in der vorderen Halle geschützt gewesen und hatte sich nun den Weg ins Freie gebahnt. Tanimoto antwortete kaum. Er war mit seinen Gedanken bei Frau und Kind, in seinem Heim, bei seinen Pfarrkindern – alles dort drunten in diesem grauenvollen Duster. Wieder begann er angstvoll zu laufen – diesmal in der Richtung gegen die Stadt.

Frau Hatsuyo Nakamura, die Schneiderswitwe, arbeitete sich aus den Trümmern ihres Hauses heraus und erblickte Myeko, das jüngste ihrer drei Kinder, bis zur Brust verschüttet und unfähig sich zu rühren; sie kletterte über den Schutt, zog Balken heraus und schleuderte Ziegel zur Seite – alles in angestrengter Hast, um ihr Kind zu befreien. Dann hörte sie aus der Tiefe – es kam wie aus einer Höhle – zwei weinende Kinderstimmen: «Tasukete! Tasukete!»

«Hilfe! Hilfe!»

Sie rief die Namen ihres zehnjährigen Sohnes und ihrer achtjährigen Tochter:

«Toshio! Yaeko!»

Aus der Tiefe antworteten die Stimmen.

Frau Nakamura verliess Myeko, die nun wenigstens atmen konnte, und schleuderte in rasender Eile die Trümmer über der Stelle weg, von wo das Weinen zu kommen schien. Die Kinder hatten etwa drei Meter voneinander entfernt geschlafen, aber jetzt schienen die Stimmen von der gleichen Stelle zu kommen. Toshio, der Junge, hatte offenbar einige Bewegungsfreiheit, denn Frau Nakamura spürte, dass er, während sie sich von obenher hinunterarbeitete, den Holz- und Ziegelhaufen unterwühlte. Schliesslich erblickte sie seinen Kopf und zog ihn hastig heraus. Seine Füsse waren, als hätte jemand sie sorgsam umwickelt, in ein Moskitonetz verstrickt. Er sagte, es hätte ihn quer durchs Zimmer geschleudert, und er habe unter dem Schutt auf seiner Schwester Yaeko gelegen. Diese liess sich nun von untenher vernehmen, sie könne sich nicht rühren, weil etwas auf ihren Beinen liege. Frau Nakamura grub noch etwas tiefer, machte über dem Kind ein Loch frei und begann es am Arm zu ziehen. «Itai!» «Es tut weh!» wimmerte Yaeko. «Jetzt ist

nicht die Zeit zu sagen, ob es wehtut oder nicht!» schrie Frau Nakamura sie an und zog ihre jammernde Tochter mit einem Ruck heraus. Dann befreite sie Myeko. Die Kinder waren schmutzig und voll blauer Flecken, aber keines hatte auch nur einen einzigen Schnitt oder Kratzer,

Frau Nakamura führte die Kinder auf die Strasse hinaus. Sie hatten nichts an als ihre Unterhosen, und obgleich der Tag sehr warm war, machte sie sich konfuserweise Sorgen, es könnte ihnen kalt sein. Sie ging also zurück in den Trümmerhaufen und grub darin herum, bis sie ein für den Notfall bereitgelegtes Bündel Kleider fand, zog den Kindern Hosen, Blusen, Schuhe und die mit Baumwolle ausgepolsterten Luftschutzhelme – die sogenannten Bokuzukis – an, ja sogar unvernünftigerweise Überröcke. Die Kinder waren still, ausgenommen die fünfjährige Myeko, die unaufhörlich Fragen stellte: «Warum ist es schon Nacht? Warum ist unser Haus eingestürzt? Was ist geschehen?» Frau Nakamura, die ja nicht wusste, was geschehen war (hatte man denn nicht das Entwarnungssignal gegeben?), schaute sich um und sah im Dunkeln, dass alle Häuser der Nachbarschaft eingestürzt waren. Das anstossende Haus, mit dessen Niederreissung der Nachbar be-

schäftigt war, um eine Feuergasse freizumachen, war jetzt sehr gründlich, wenn auch auf rohe Weise, niedegerissen. Der Besitzer, der sein Heim der Sicherheit der Gemeinschaft geopfert hatte, war tot.

Frau Nakamoto, die Frau des Vorsitzenden der lokalen Luftschutzvereinigung, kam mit blutendem Kopf über die Strasse und sagte, ihr Baby habe böse Schnittwunden erlitten, ob Frau Nakamura etwas Verbandzeug habe? Frau Nakamura hatte zwar keines, kroch aber wieder in die Überreste ihres Hauses hinein und zog aus dem Schutt etwas weisse Leinwand hervor, wie sie sie als Näherin bei der Arbeit verwendete, riss sie in Streifen und gab sie Frau Nakamoto. Bei der Suche nach der Leinwand bemerkte sie die Nähmaschine; sie ging nochmals zurück und schleppte sie heraus. Selbstverständlich konnte sie die Maschine nicht mitnehmen, weshalb sie das Symbol ihres Erwerbs in den Behälter versenkte, der wochenlang das Symbol ihrer Sicherheit gewesen: in die zementierte Wasserzisterne vor dem Hause, wie jede Familie sie für den Fall eines Brandbombenabwurfes auf behördlichen Befehl herstellen lassen musste.

Eine nervöse Nachbarin namens Hataya rief Frau Nakamura zu, sie solle mit ihr in das Gehölz des Asano-Parks

flüchten, eines nicht weit entfernten Besitzes am Flusse Kyo, vormals Eigentum der Toyo-Kisen-KaisaSchiffahrtlinie. Der Park war zum Evakuierungsgebiet für die Bewohner der nächsten Umgebung bestimmt worden. Als Frau Nakamura in einer nahe gelegenen Ruine Feuer ausbrechen sah (abgesehen vom eigentlichen Zentrum, wo die Bombe selbst einige Brände verursachte, entstanden die meisten Feuerbrünste im ganzen Stadtgebiet von Hiroshima dadurch, dass entzündliches Trümmerwerk auf Kochherde und stromführende Drähte fiel), schlug sie vor, man solle hingehen und den Brand zu löschen versuchen. «Machen Sie keine Dummheiten!» sagte Frau Hataya. «Wie, wenn neue Flieger kommen und wieder Bomben abwerfen?» Frau Nakamura machte sich also mit ihren Kindern und mit Frau Hataya nach dem Asano-Park auf. Sie trug einen Rucksack mit Reservekleidern, eine Decke, einen Schirm und ein Köfferchen mit Sachen, die sie im Luftschutzkeller versteckt hatte. Aus vielen Ruinen hörten sie im Vorbeilaufen erstickte Hilferufe. Das einzige Gebäude an ihrem Weg, das noch stand, war das Missionshaus der Jesuiten, dicht neben dem katholischen Kindergarten, in den Frau Nakamura ihre Tochter Myeko eine Zeitlang geschickt hatte. Als sie vorbeikamen, sahen sie

Pater Kleinsorge in blutigen Unterkleidern, ein Kofferchen in der Hand, aus dem Hause herauslaufen.

Unmittelbar nach der Explosion, während Pater Wilhelm Kleinsorge, S. J., in Unterkleidern im Gemüsegarten umherwanderte, kam in der Dunkelheit Pater Superior LaSalle um die Ecke des Gebäudes, Er blutete am ganzen Körper, besonders am Rücken, Infolge des Lichtblitzes hatte er sich vom Fenster abgewandt und wurde von Glassplittern getroffen. Pater Kleinsorge, der sich noch nicht zurecht gefunden hatte, brachte die Worte hervor: «Wo sind die andern?» Im gleichen Augenblick tauchten die beiden andern im Missionshause wohnenden Priester auf: Pater Cieslik, selbst unverletzt, stützte den sehr bleichen Pater Schiffer, der von Blut überströmt war, das aus einer Schnittwunde oberhalb des linken Ohres hervorschoss, Pater Cieslik war mit sich recht zufrieden; denn nach dem Lichtblitz war er rasch in einen Türeingang getreten, den er schon vorher als die sicherste Stelle im Innern des Gebäudes errechnet hatte, und als der Luftstoss kam, blieb er unverletzt. Pater LaSalle sagte zu Pater Cieslik, er solle Pater Schiffer, bevor er verblute, zu einem Arzt bringen. Er meinte, entweder zu Dr. Kanda an

der nächsten Ecke oder zu Dr. Fujii, etwa sechs Häuserblöcke entfernt.

Die Tochter Hoshijimas, des Missionskatecheten, lief auf Pater Kleinsorge zu und sagte ihm, ihre Mutter und ihre Schwester seien unter den Trümmern ihres Hauses, das an der Rückseite des Jesuitenkomplexes lag, begraben, und gleichzeitig bemerkten die Patres, dass das Haus der Lehrerin des katholischen Kindergartens über ihr eingestürzt war. Während Pater LaSalle mit Frau Murata, der Wirtschafterin der Mission, die Lehrerin ausgrub, begab Pater Kleinsorge sich zu dem eingestürzten Haus des Katecheten und begann den Trümmerhaufen von obenher wegzuräumen. Von unten kam kein Laut; er war sicher, dass die Frauen Hoshijima tot waren. Schliesslich erblickte er an einer Stelle, die ein Winkel der Küche gewesen sein mochte, Frau Hoshijimas Kopf. In dem Glauben, dass sie tot sei, begann er sie an den Haaren herauszuziehen, aber plötzlich schrie sie auf: «Itai! Itai!» «Es tut weh! Es tut weh!» Er grub etwas weiter und hob sie heraus. Auch gelang es ihm, die Tochter im Schutt zu finden und sie zu befreien. Keine von beiden war ernstlich verletzt.

Eine öffentliche Badeanstalt, die an die Mission grenzte, war in Brand geraten, aber da der Wind von Süden blies,



Toshiko Sasaki

glaubten die Patres, ihr Haus werde verschont bleiben. Nichtdestoweniger ging Pater Kleinsorge ins Haus, um vorsichtshalber einiges zu holen, was er gerettet wissen wollte. Er fand sein Zimmer in einem Zustand seltsamer und sinnwidriger Unordnung. Ein Kästchen für erste Hilfe hing unberührt an einem Haken an der Wand, aber die Kleider des Paters, die an andern Haken in der Nähe gehangen hatten, waren nirgends zu sehen. Der Schreibtisch lag in Splittern über das ganze Zimmer verstreut, aber eine Suitcase aus simplem Papiermache, die der Pater unter dem Schreibtisch verborgen hatte, stand, mit dem Handgriff nach oben, ohne einen einzigen Kratzer im Türeingang, wo man sie nicht übersehen konnte. Pater Kleinsorge gelangte später zu der Auffassung, dies sei dem Eingreifen der Vorsehung zu danken, da ja das Köfferchen sein Brevier, die Rechnungsbücher der ganzen Diözese und einen erheblichen Betrag in Papiergeld enthielt, das der Mission gehörte und für das er verantwortlich war. Er lief aus dem Hause und deponierte die Suitcase im Luftschutzkeller der Mission.

Ungefähr um diese Zeit kam Pater Cieslik mit Pater Schiffer, der noch immer stark blutete, zurück und sagte, dass Dr. Kandas Haus zerstört sei und dass sie durch das

Feuer verhindert gewesen seien, aus dem vermeintlichen lokalen Bezirk der Zerstörung nach Dr. Fujiis Privatsanatorium am Ufer des Kyo hinauszugelangen.

Dr. Masakuzu Fujiis Sanatorium stand nicht mehr auf dem Strand des Flusses Kyo; es lag im Flusse. Nach dem Umsturz des Hauses war Dr. Fujii so betäubt und von den Balken, die seine Brust einklemmten, so kräftig gepresst, dass er zunächst unfähig war, sich zu bewegen und in der Finsternis dieses Morgens an die zwanzig Minuten dort hängen blieb. Dann fiel ihm ein, dass bald die Flut in die Mündungsarme einströmen werde, wobei sein Kopf unter Wasser geraten würde. Dieser Gedanke inspirierte ihn zu angstvoller Tätigkeit. Er drehte und wand sich und arbeitete aus Leibeskräften (obgleich sein linker Arm infolge der Schmerzen in der Schulter unbrauchbar war), und bald hatte er sich aus dem Schraubstock befreit. Nachdem er sich einige Augenblicke ausgeruht hatte, kletterte er auf den Balkenhaufen hinauf und fand einen langen Balken, der schräg zum Flussufer hinaufführte. Unter heftigen Schmerzen schob er sich über den Balken hinauf.

Dr. Fujii, der nur Unterkleider anhatte, war triefend nass und schmutzig. Sein Hemd war zerrissen, und aus bösen

Schnittwunden am Kinn und auf dem Rücken rann Blut herab. In diesem unordentlichen Zustand ging er bis zur Kyo-Brücke, an der das Sanatorium gestanden hatte. Die Brücke war nicht eingestürzt. Ohne Augengläser sah er nur verschwommen, aber immerhin genug, um sich über die grosse Zahl der eingestürzten Häuser ringsum zu verwundern. Auf der Brücke begegnete er einem Bekannten, einem Arzt namens Machii, und fragte ihn verwirrt: «Was glauben Sie, dass das war?»

«Es muss ein Molotoffano hanakago gewesen sein», sagte Dr. Machii – ein «Molotow-Blumenkorb», wie der zierliche japanische Name für den «Brotkorb», das Bombenbündel mit automatischer Streuung, lautete.

Vorerst sah Dr. Fujii nur zwei Brände: einen gegenüber der Stelle, an der das Sanatorium gestanden hatte, und einen ganz weit im Süden. Gleichzeitig aber beobachteten die beiden Freunde etwas, was ihnen Kopfzerbrechen verursachte und was sie vom ärztlichen Standpunkt diskutierten: obwohl es zur Zeit noch wenige Brände gab, liefen verwundete Menschen in einem endlosen Aufzug des Elends über die Brücke, und viele wiesen furchtbare Brandwunden im Gesicht und an den Armen auf. «Woher glauben Sie, dass

dies kommt?» fragte Dr. Fujii. An diesem Tag war jede Hypothese tröstlich, und Dr. Machii blieb bei der seinen: «Vielleicht weil es ein ‚Molotow‘-Blumenkorb war.»

Vorher, als Dr. Fujii zum Bahnhof gegangen war, um einem Freund das Geleit zu geben, hatte sich kein Lüftchen geregt, aber nun bliesen aus allen möglichen Richtungen starke Winde – hier auf der Brücke wehte der Wind aus Osten. Neue Brände sprangen auf und verbreiteten sich rasch, und binnen ganz kurzer Zeit machten furchtbare heisse Luftstöße und Aschenregen es unmöglich, länger auf der Brücke zu stehen. Dr. Machii lief nach dem anderen Ufer des Flusses und durch eine vom Feuer noch verschonte Strasse. Dr. Fujii begab sich ins Wasser unter der Brücke, wohin schon etwa zwanzig Menschen ihre Zuflucht genommen hatten, darunter seine Dienerschaft, die sich aus den Trümmern herausgearbeitet hatte. Von hier aus sah Dr. Fujii eine Krankenschwester, die an den Beinen im Balkenwerk seines Spitals hing, und dann eine andere, die qualvoll quer über die Brust festgeklemmt war. Dr. Fujii versicherte sich der Mithilfe einiger Leute, die sich auch unter der Brücke befanden, und befreite die beiden Frauen. Einen Augenblick lang glaubte er die Stimme seiner Nichte

zu hören, konnte sie aber nicht finden. Er sah sie nie wieder. Vier seiner Krankenschwestern und die beiden Patienten waren ebenfalls umgekommen. Dr. Fujii ging ins Flusswasser zurück und wartete, bis das Feuer nachlassen würde.

Das Schicksal der Doktoren Fujii, Kanda und Machii unmittelbar nach der Explosion – und, ihr Schicksal war typisch auch das der Mehrzahl der Ärzte und Chirurgen von Hiroshima –, macht es erklärlich, weshalb so viele Bewohner der Stadt ohne ärztliche Behandlung blieben und warum so viele umkamen, deren Leben hätte gerettet werden können; Die Ordinationsräume und Spitäler waren zerstört, die ärztlichen Behelfe verstreut, die Ärzte selbst in verschiedenem Ausmass arbeitsunfähig. Von hundertfünfzig Ärzten der Stadt waren fünfundsechzig tot, und die übrigen waren zum grössten Teil verletzt. Von 1780 Krankenschwestern waren 1654 tot oder so schwer verwundet, dass sie ihren Dienst nicht versehen konnten. Im grössten Spital, dem des Roten Kreuzes, waren von dreissig Ärzten nur sechs diensttauglich, und von mehr als zweihundert Krankenschwestern nur zehn. Der einzige unverletzte Arzt des Roten-Kreuz-Spitals war Dr. Sasaki. Nach der Explosion eilte er in ein Magazin, um Verbandzeug zu holen. Dieser Raum befand

sich, wie alles, was er auf seinem Lauf durch das Spital sah, in einem chaotischen Zustand. Medizinflaschen waren von den Regalen gefallen und zerbrochen, Salben waren an den Wänden verspritzt, Instrumente lagen überall umher. Er raffte etwas Verbandzeug zusammen, ergriff eine Flasche Mercurchromat, lief zum Chefarzt zurück und verband ihm die Schnittwunden. Dann ging er auf den Korridor hinaus und begann, die verwundeten Patienten, Ärzte und Krankenschwestern zu verbinden. Ohne seine Augengläser hantierte er so ungeschickt, dass er sich ein Paar vom Gesicht einer verwundeten Krankenschwester nehmen musste, und obgleich sie seinen Sehdefekt nur sehr annähernd ausglich, waren sie immerhin besser als nichts. (Auf diese Gläser war er mehr als einen Monat angewiesen.)

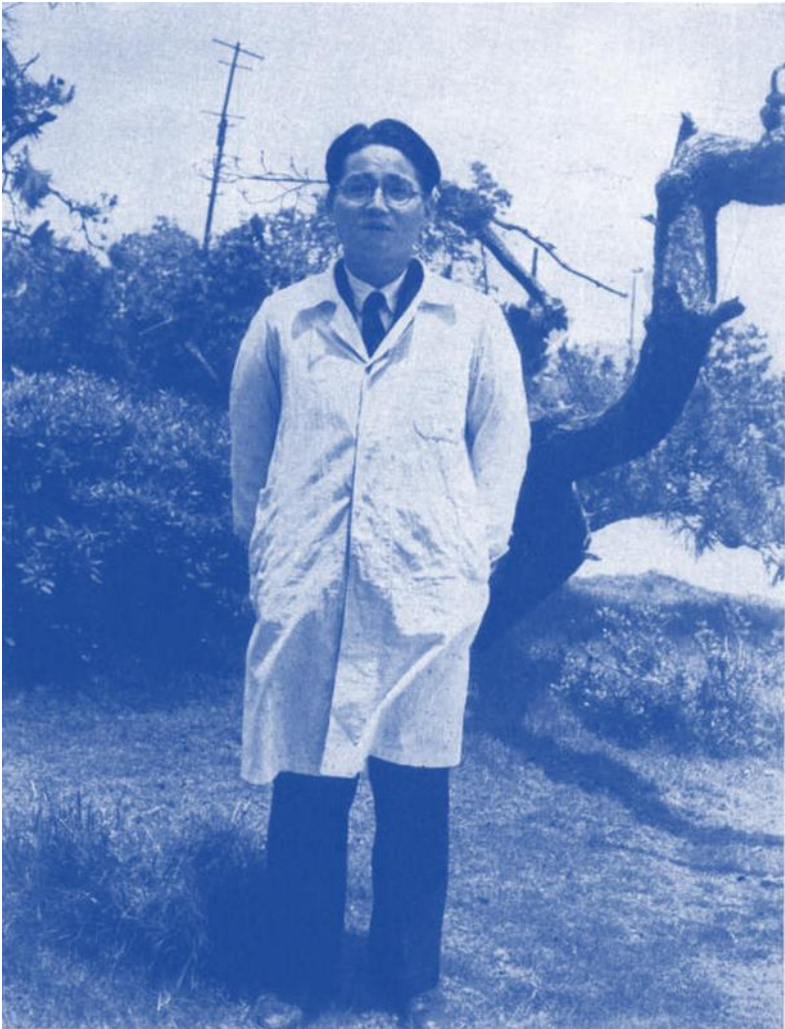
Dr. Sasaki arbeitete ohne Methode, nahm diejenigen, die in der Nähe waren, als erste vor und bemerkte bald, dass der Korridor immer voller wurde. Zwischen Abschürfungen und Risswunden, wie die meisten Patienten des Spitals sie erlitten hatten, fand er furchtbare Verbrennungen. Dann wurde ihm klar, dass die Verletzten von draussen hereinströmten. Es waren ihrer so viele, dass er die Leichtverwundeten zu-

rückzustellen begann. Er begriff, dass er nicht mehr erhoffen durfte, als die Menschen vom Verbluten zu retten. Bald lagen oder kauerten die Patienten auf dem Fussboden der Krankensäle, der Laboratorien, der Korridore, auf den Treppen, in der Halle, in der Einfahrt, auf der Anfahrtsrampe und im Hof, und draussen auf der Strasse, mehrere Häuserblöcke weit in jeder Richtung. Verwundete stützten Verstümmelte, ganze Familien von Verletzten lehnten beisammen. Viele erbrachen sich. Eine riesige Anzahl von Schulmädchen – darunter solche, die man aus den Schulzimmern geholt hatte, damit sie im Freien Arbeit vernichten und Feuergassen frei machten – schleppten sich ins Spital. In einer Stadt von zweihundertfünfundvierzigtausend Einwohnern waren an die hunderttausend Menschen mit einem einzigen Schläge getötet oder tödlich verwundet worden, weitere hunderttausend waren verletzt. Mindestens zehntausend Verletzte begaben sich in das grösste Spital der Stadt, das einer solchen Invasion durchaus nicht gewachsen war – es hatte nur sechshundert Betten, die überdies sämtlich belegt waren.

Die Menschen in dem erstickenden Gedränge im Innern des Spitals weinten und schrien, um von Dr. Sasaki gehört zu werden: «Sensei» «Doktor!» Die weniger ernstlich Ver-

wundeten kamen und zupften ihn am Ärmel und bettelten, er möge den schwerer Verletzten zu Hilfe kommen. Hin- und hergezerrt in seinen bestrumpften Füßen, verwirrt durch die grosse Menge, schwindlig beim Anblick so viel blutigen Fleisches, verlor Dr. Sasaki all seine berufliche Besinnung und hörte auf, als geschickter Chirurg und teilnehmender Mensch zu arbeiten. Er wurde zu einem Automaten, der mechanisch reinigte, einschmierte, verband, reinigte, einschmierte, verband.

Mancher Verwundete von Hiroshima war nicht in der Lage, den fragwürdigen Luxus der Spitalbehandlung zu geniessen. In dem ehemaligen Personalbureau der Ostasiatischen Zinnwerke lag Fräulein Sasaki bewusstlos unter dem kolossalen Haufen von Büchern, Gips, Holz und verrostetem Eisen. Drei Stunden lang war sie – nach ihrer späteren Schätzung – vollkommen bewusstlos. Ihre erste Empfindung war ein furchtbarer Schmerz im linken Bein. Unter den Büchern und Trümmern war es so finster, dass die Grenzlinie zwischen Wachen und Bewusstlosigkeit unmerklich fein war; offenbar überschritt sie sie mehrere Male, denn der Schmerz schien zu kommen und zu gehen. In den Augenblicken, da er am stärksten war, hatte sie das



Dr. Sasaki

Gefühl, dass ihr Bein unterhalb des Knies abgetrennt worden sei. Später hörte sie jemand den über den Schutthaufen, von dem sie bedeckt war, gehen, und angstvolle Stimmen wurden hörbar, die offenbar aus dem Chaos ringsumher kamen: «Bitte, helft! Holt uns heraus!»

Pater Kleinsorge stillte die Blutung aus Pater Schiffers Schnittwunde, so gut er konnte, mit etwas Verbandzeug, das die Patres vor einigen Tagen von Dr. Fujii bekommen hatten. Hernach lief er wieder ins Missionshaus zurück und holte sich die Jacke seiner Militäruniform nebst einem Paar alter grauer Hosen. Er zog die Sachen an und ging ins Freie. Eine Frau aus dem Nachbarhaus lief auf ihn zu und sagte ihm schreiend, dass ihr Mann unter den Trümmern des Hauses begraben sei und dass das Haus in Flammen stehe – Pater Kleinsorge müsse kommen und ihn retten.

Pater Kleinsorge, der angesichts des angehäuften Elends schon apathisch und stumpf geworden war, antwortete: «Wir haben nicht viel Zeit.» Ringsumher brannten die Häuser, und es ging jetzt ein starker Wind. «Wissen Sie genau, unter welchem Teil des Hauses er sich befindet?» fragte er.

«Ja, ja», sagte sie» «Kommen Sie schnell».

Sie gingen um das Haus herum, dessen Reste lichterloh brannten, aber als sie hinkamen, stellte es sich heraus, dass die Frau keine Ahnung hatte, wo ihr Mann war. Pater Kleinsorge rief einige Male: «Ist jemand da?» Keine Antwort. Da sagte Pater Kleinsorge zu der Frau: «Wir müssen hier weg, sonst kommen wir alle um.» Er ging zurück zum katholischen Gebäudekomplex und sagte zum Pater Superior, dass das Feuer näher an den Wind komme, der sich gedreht hatte und nun von Norden blies. Es war für alle höchste Zeit sich zu retten.

Im selben Augenblick machte die Lehrerin des Kindergartens die Patres darauf aufmerksam, dass Fukai, der Sekretär der Diözese an seinem Fenster im zweiten Stockwerk des Missionshauses stand, das Gesicht dem Herd der Explosion zugewandt, und weinte. Pater Cieslik, der die Treppen für ungangbar hielt, lief hinters Missionshaus, um eine Leiter zu suchen. Dort hörte er Hilferufe von Menschen, die unter einem eingestürzten Dach in der Nähe lagen. Er rief einigen Vorbeikommenden, die auf der Strasse davonliefen, zu, sie mögen ihm helfen, das Dach aufzuheben; aber niemand kehrte sich darum, und er musste die Verschütteten ihrem Schicksal überlassen.

Er lief ins Missionshaus und stolperte die Treppen hinauf, die verbogen und mit Mörtel und Brettern überhäuft waren, und rief Fukai vom Türeingang seines Zimmers her am Fukai, ein sehr klein gewachsener Mann von etwa fünfzig Jahren mit seltsamem Aussehen, wandte sich langsam um und sagte: «Lassen Sie mich hier?»

Pater Kleinsorge trat ins Zimmer, packte Fukai am Rockkragen und sagte: «Kommen Sie mit, sonst kostet es Sie das Leben!»

Fukai antwortete: «Lassen Sie mich hier sterben.»

Pater Kleinsorge begann, Fukai aus dem Zimmer zu schieben und zu zerren. Dann kam der TheologieStudent herauf, packte Fukai an den Füßen, während Pater Kleinsorge ihn an den Schultern fasste. So trugen sie ihn gemeinsam hinunter und ins Freie. «Ich kann nicht gehen!» schrie Fukai. «Lasst mich hier!» Pater Kleinsorge nahm sein Köf-ferchen aus Papiermache mit dem Geld, lud sich Fukai auf den Rücken, und so machte sich die Gesellschaft nach dem östlichen Exerzierplatz auf, dem sogenannten «Sicheren Gebiet» ihres Bezirkes. Als sie beim Tor hinaus kamen, schlug Fukai, der jetzt ganz kindisch war, Pater Kleinsorge auf die Schultern und sagte: «Ich will nicht fort. Ich will nicht fort.» Ohne sich um ihn zu kümmern, wandte Pater

Kleinsorge sich zu Pater LaSalle und sagte: «Wir haben unser ganzes Hab und Gut verloren, aber unseren Humor nicht?»

Die Strasse war von Häuserteilen, von umgestürzten Telephonmasten und von herabgefallenen Drähten unwegsam gemacht. Aus jedem zweiten oder dritten Haus hörte man die Stimmen verschütteter und im Stiche gelassener Menschen, die immer wieder mit der den Japanern eigenen formellen Höflichkeit schrien: «Tasukete kure!» «Helft uns, bitte!» Die Patres erkannten mehrere Ruinen als Häuser von Freunden, aber wegen des Feuers war es für Hilfeleistung zu spät. Den ganzen Weg winselte Fukai: «Lasst mich hier!» Als der Trupp zu einem Block eingestürzter Häuser kam, der in Flammen stand, wandte Pater Kleinsorge sich nach rechts. An der Sakaibrücke, die sie zum östlichen Exerzierplatz hinüberführen sollte, sahen sie, dass das ganze Viertel am anderen Ufer des Flusses ein einziges Flammenmeer war. Sie wagten es nicht, den Fluss zu überschreiten, und entschlossen sich, im Asanopark, der weiter links lag, Zuflucht zu suchen. Pater Kleinsorge, seit einigen Tagen durch seine schlimme Diarrhøe geschwächt, begann unter seiner widerspenstigen Bürde zu schwanken, und als er versuchte, über die Trümmer einiger Häuser, die ihm den

Weg zum Park versperrten, hinüberzuklettern, stolperte er, liess Fukai fallen und stürzte kopfüber zum Ufer des Flusses hinunter. Als er sich aufrappelte, sah er Fukai davonlaufen. Pater Kleinsorge rief einer Handvoll Soldaten, die an der Brücke standen, zu, sie sollten ihn aufhalten. Als Pater Kleinsorge zurückgehen wollte, um sich Fukais wieder zu bemächtigen, rief Pater LaSalle ihm zu: «Rasch! Verlieren Sie keine Zeit!» Pater Kleinsorge musste sich also damit begnügen, die Soldaten zu bitten, sie mögen sich Fukais annehmen. Das versprachen sie, aber der kleine, gebrochene Mann machte sich von ihnen los, und das letzte, was die Patres von ihm sahen, war, dass er zurücklief, in der Richtung aufs Feuer.

Tanimoto, der für seine Familie und seine Kirche fürchtete, lief zunächst auf dem kürzesten Wege, auf der Landstrasse nach Koi, zu ihnen zurück. Er war der einzige Mensch, der sich in der Richtung gegen die Stadt bewegte. Er begegnete Hunderten und Hunderten, die auf der Flucht waren, und jeder von ihnen schien irgendwie verwundet zu sein. Manchen waren die Augenbrauen versengt, und ihre Haut hing in Fetzen von Gesicht und Händen. Andere hielten

vor Schmerzen die Arme in die Höhe, als trügen sie etwas in beiden Händen. Andere erbrachen sich im Gehen. Viele waren nackt oder mit Fetzen bekleidet. Auf manchen unbedeckten Körpern hatten die Verbrennungen förmliche Muster hinterlassen – von Hemdspangen und Hosenträgern und auf der Haut von Frauen die Zeichnung der Blumen auf ihren Kimonos, da nämlich Weiss die Hitze der Bombe reflektierte, während dunkle Kleider die Hitze absorbierten und der Haut zuleiteten. Viele, obgleich selbst verletzt, stützten Angehörige, die schlimmer daran waren. Fast alle trugen den Kopf gebeugt, schauten gerade vor sich hin, schwiegen und zeigten keinerlei Gesichtsausdruck.

Nachdem Tanimoto, den ganzen Weg laufend, die Koi- und die Kannon-Brücke passiert hatte, sah er, sich dem Zentrum nähernd, dass alle Häuser eingestürzt waren und viele in Flammen standen. Die Bäume hier waren kahl, die Stämme verkohlt. An verschiedenen Stellen versuchte er, durch die Ruinen zu dringen, aber immer hinderten ihn die Flammen. Aus vielen Häusern tönnten Hilferufe, aber niemand half. Im Allgemeinen halfen die Lieberlebenden an jenem Tag nur ihren Verwandten und unmittelbaren Nachbarn; denn sie vermochten einen weiteren Kreis von Not

weder zu begreifen noch zu ertragen. Die Verwundeten schleppten sich an Notschreien vorüber, und Tanimoto lief hinter ihnen her. Als Christ war er voller Mitleid für die Eingeschlossenen, und als Japaner war er von Scham überwältigt, weil er selbst unverletzt war, und im Laufen betete er: «Gott helfe ihnen und rette sie aus dem Feuer!»

Er dachte den Brandherd auf der linken Seite umgehen zu können. Er lief zur Kannon-Brücke zurück und folgte ein Stück dem Flusslauf. Verschiedentlich versuchte er es mit Querstrassen, aber die waren sämtliche versperrt, und so wandte er sich weit nach links und lief nach Yokogawa hinaus, einer Station der Bahnstrecke, die die Stadt in einem weiten Halbkreis umfuhr, und folgte dem Geleise, bis er auf einen brennenden Zug stiess. Zu diesem Zeitpunkt war er von der Ausdehnung der Zerstörung so sehr beeindruckt, dass er zwei Meilen nordwärts lief, nach Gion, einer Vorstadt in den Vorbergen. Auf dem ganzen Wege überholte er Menschen mit furchtbaren Brand- und Risswunden, und in seinem Schuldbewusstsein wandte er sich im Laufen rechts und links an den einen oder anderen: «Verzeiht mir, dass ich nicht beladen bin wie ihr.»

Als er in die Nähe von Gion kam, begegnete er Leuten,

die zur Hilfeleistung in die Stadt gingen; als sie ihn sahen, riefen einige aus: «Seht! Da ist einer, der nicht verwundet ist!» In Gion ging er aufs rechte Ufer des Hauptflusses Ota hinüber und lief wieder hinunter, bis er abermals den Brandherd erreichte. Jenseits des Flusses brannte es nicht. Tanimoto warf Hemd und Schuhe ab und tauchte ins Wasser. Mitten im Fluss, wo die Strömung ziemlich stark war, befielen ihn Erschöpfung und Angst – er war nahezu sieben Meilen gelaufen –, er wurde schwach und trieb im Wasser. «Lieber Gott, bitte, hilf mir, dass ich hinüberkommel» betete er. «Es hätte keinen Sinn, dass ich, der einzige Unverletzte, ertrinken soll.» Es gelang ihm, noch einige Tempi zu machen, und er erreichte eine stromabwärts gelegene Landzunge.

Tanimoto kletterte ans Ufer und lief weiter, bis er in der Nähe eines grossen Shinto-Tempels wieder auf Feuer stiess, und als er sich, um es zu umgehen, nach links wandte, begegnete er durch einen unglaublich glücklichen Zufall seiner Frau, die ihr kleines Kind trug. Tanimoto war seelisch so sehr herunter, dass ihn nichts mehr überraschen konnte. Er umarmte seine Frau nicht, sondern sagte ganz einfach: «Oh, du bist gerettet» Sie erzählte ihm, sie sei von ihrem Nachtquartier in Ushida zu rechter Zeit vor der Ex-

plosion nach Hause gekommen. Sie war mit dem Kind im Arm unter dem Pfarrhaus begraben worden. Sie erzählte, wie die Trummer auf ihr gelastet, wie das Kind geweint habe. Sie sah einen Lichtspalt über sich und vergrösserte die Öffnung, mit einer Hand, Stück für Stück. Nach etwa einer halben Stunde hörte sie das knisternde Geräusch brennenden Holzes. Schliesslich war die Öffnung gross genug, dass sie das Kind hinausschieben konnte, und nachher kroch sie selber hinaus. Sie sagte, sie gehe jetzt wieder nach Ushida zurück. Tanimoto sagte, er wolle seine Kirche sehen und sich den Menschen in seiner Bezirksvereinigung annehmen. Ebenso sachlich, ebenso verwirrt, wie sie einander begegnet waren, trennten sie sich.

Tanimotos Weg um den Brandherd führte ihn über den östlichen Exerzierplatz, der, da er Evakuierungsgebiet war, einen grausigen Anblick bot: Reihen um Reihen von Verbrannten und Blutenden. Die Verbrannten stöhnten: «Mizu! Mizu!» «Wasser, Wasser!» Tanimoto fand in einer nahegelegenen Strasse ein Becken und entdeckte im zerstörten Gehäuse eines Gebäudes einen Wasserauslauf, der noch funktionierte. Er begann den Leidenden Wasser zu bringen. Nachdem er etwa dreissig von ihnen zu trinken gegeben hat-

te, merkte er, dass es ihn zuviel Zeit kostete. «Entschuldigt mich», sagte er laut zu denen, die die Hände nach ihm ausstreckten und schrien, dass sie Durst hätten. «Ich muss mich um so viele Menschen kümmern». Dann lief er fort. Er ging wieder zum Fluss, das Becken in der Hand, und sprang auf eine Sandbank hinab. Dort erblickte er hunderte Menschen, die so schwer verwundet waren, dass sie nicht imstande waren, sich weiter von der brennenden Stadt zu entfernen. Als sie einen aufrechtstehenden Unverletzten sahen, begann der Chor von neuem: «Mizu, mizu, mizu!» Tanimoto vermochte nicht zu widerstehen. Er holte Wasser aus dem Fluss – ein Missgriff, denn es war salziges Flutwasser. Zwei oder drei kleine Boote führten Verwundete vom Asanopark über den Fluss, und als eines davon an der Sandbank anlegte, hielt er wieder seine laute entschuldigende Ansprache und sprang in das Boot. Er brachte es hinüber zum Park. Dort fand er im Unterholz einige Funktionäre der Bezirksvereinigung, die auf Grund früherer Instruktionen hierhergekommen waren. Er sah viele Bekannte, darunter Pater Kleinsorge und die übrigen Katholiken. Aber er vermisste Fukai, mit dem er eng befreundet war. «Wo ist Fukaisan?» fragte er.

«Er wollte nicht mitkommen», erwiderte Pater Kleinsorge. «Er ist zurückgelaufen.»

Als Fräulein Sasaki die Stimmen von Menschen hörte, die mit ihr unter den Trümmern der Zinnfabrik begraben worden waren, begann sie mit ihnen zu sprechen. Ihre nächste Nachbarin war, wie sie entdeckte, eine Studentin, die zur Fabrikarbeit kommandiert worden war, und die sagte, ihr Rückgrat sei gebrochen. Fräulein Sasaki antwortete: «Ich liege hier und kann mich nicht rühren. Mein linkes Bein ist abgetrennt.»

Etwa eine Stunde später hörte sie wieder Schritte über sich – jemand bewegte sich über den Trümmerhaufen und entfernte sich dann nach einer Seite. Wer es auch sein mochte, er begann zu graben. Er befreite mehrere Personen, und als er die Studentin ausgegraben hatte, stellte sie schliesslich fest, dass ihr Rückgrat nicht gebrochen war. Fräulein Sasaki rief den Retter an, und er arbeitete sich zu ihr hin. Er musste eine Menge Bücher wegschleppen, bis er einen Tunnel zu ihr gegraben hatte. «Kommen Sie heraus, Fräulein», sagte er, und sie sah in ein schwitzendes Gesicht. Sie machte einen Versuch; dann sagte sie: «Ich kann mich nicht bewegen. Der

Mann grub noch weiter und sagte ihr, sie solle alle Kräfte aufbieten, um herauszukommen. Aber noch lagen Lasten von Büchern auf ihren Hüften, und schliesslich sah der Mann, dass ein Bücherschrank auf den Büchern lag und dass dieser wiederum von einem schweren Balken niedergedrückt wurde. «Warten Sie», sagte er. «Ich hole eine Brechstange.»

Der Mann blieb lange fort, und als er zurückkam, war er verärgert, als hätte sie selbst Schuld an ihrer unglücklichen Lage. «Wir haben keine Leute, um Ihnen zu helfen!» schrie er ihr durch den Tunnel zu. «Sie müssen sich selbst helfen.»

«Unmöglich!» sagte sie. «Mein linkes Bein...» Der Mann entfernte sich.

Viel später kamen mehrere Männer und zogen Fräulein Sasaki heraus. Ihr linkes Bein war nicht abgetrennt, aber es war ein schlimmer Bruch mit Schnittwunden, und das Bein hing schief unter dem Knie. Man brachte sie in einen Hof. Es regnete. Im Regen sass sie auf dem Boden. Als der Wolkenbruch zunahm, dirigierte jemand alle Verwundeten in die Schutzkeller der Fabrik. «Kommen Sie mit», sagte eine verletzte Frau zu Fräulein Sasaki. «Sie können hüpfen.» Aber sie vermochte sich nicht zu rühren und blieb wartend im Regen sitzen. Dann stellte ein Mann ein grosses Stück verroste-

ten Eisenblechs wie ein Vordach an die Mauer, nahm Fräulein Sasaki in die Arme und trug sie hin. Sie war ihm dankbar, bis er zwei grauenvoll Verwundete brachte – eine Frau, der die ganze Brust aufgeschlitzt war, und einen Mann, dessen Gesicht von einer Verbrennung eine einzige Wunde war –, damit sie das primitive Schutzdach mit ihr teilten. Niemand kam zurück, Der Regen hörte auf, und der bewölkte Nachmittag war schwül. Vor Einbruch der Nacht begannen die drei Jammergestalten unter dem schrägen Stück verbogenen Eisenblechs recht übel zu riechen.

Der frühere Vorsitzende der Bezirksvereinigung, zu der die katholischen Priester gehörten, war ein energischer Mann namens Yoshida. Er hatte sich gerühmt – damals war er noch Funktionär der lokalen Luftschutzorganisation –, dass das Feuer ganz Hiroshima verzehren könne, dass es aber niemals nach Noborkcho kommen werde. Die Bombe hatte sein Haus zum Einsturz gebracht, und ein Querbalken hatte ihn an den Beinen festgenagelt, angesichts des Missionshauses der Jesuiten und der Menschen, die die Strasse entlängelten. In ihrer Verwirrung übersahen ihn Frau Nakamura mit ihren Kindern und Pater Kleinsorge mit Fukai auf

dem Rücken; er gehörte ganz einfach zu dem verschwommenen Bild des Elends, durch das sie sich bewegten. Seine Hilferufe verhallten ungehört – es gab so viele, die nach Hilfe schrien, dass man nicht gerade ihn hören musste. Sie gingen weiter wie alle anderen. Nobori-cho verödete völlig, und das Feuer wütete durch den Stadtteil. Yoshida sah das hölzerne Missionshaus – das einzige noch stehende Gebäude des Bezirkes – in einer einzigen Lohe aufgehen, und die Hitze brannte furchtbar auf seinem Gesicht. Dann näherten sich die Flammen längs der Strasse auf seiner Seite und drangen in sein Haus ein. Fieberhafte Angst verlieh ihm die Stärke, sich zu befreien. Dann lief er, umzingelt vom Feuer, das, wie er sich geäußert hatte, niemals kommen würde, die Gässchen von Nobori-cho hinunter. Schon benahm er sich wie ein alter Mann; zwei Monate später war er weiss.

Während Dr. Fujii bis zum Hals im Wasser stand, um der Gluthitze zu entgehen, nahm der Wind zusehends an Stärke zu, und bald gingen die Wellen des Flusses, obgleich die Wasserfläche nur geringe Ausdehnung hatte, so hoch, dass die Menschen unter der Brücke sich nicht mehr auf den Beinen halten konn-

ten. Dr. Fujii ging nahe ans Ufer, kauerte sich nieder und schlang den brauchbaren Arm um einen grossen Stein. Später wurde es möglich, knapp am Rande des Wassers weiterzuwaten, und Dr. Fujii wanderte mit seinen beiden überlebenden Krankenschwestern etwa zweihundert Yards stromaufwärts bis zu einer flachen Landzunge in der Nähe des Asanoparkes. Auf dem Sand lagen viele Verwundete. Dr. Machii mit seiner Familie war auch da. Seine Tochter, die sich beim Einschlagen der Bombe im Freien aufhielt, hatte schwere Verbrennungen an Händen und Beinen erlitten, glücklicherweise nicht im Gesicht. Obgleich Dr. Fujii jetzt furchtbare Schmerzen in der Schulter empfand, untersuchte er die Brandwunden des Mädchens mit Interesse. Dann legte er sich nieder. Trotz all des Elends ringsum schämte er sich seines Aussehens und bemerkte zu Dr. Machii, er sehe, bekleidet mit nichts als zeretzter und blutiger Unterwäsche, wie ein Bettler aus. Am späten Nachmittag, als der Brand nachzulassen begann, entschloss er sich, sein Elternhaus, das in der Vorstadt Nagatsaku lag, aufzusuchen. Er forderte Dr. Machii auf, sich ihm anzuschliessen, aber der Arzt antwortete, dass er mit seiner Familie wegen der Verletzungen seiner Tochter die Nacht auf der Landzunge zubringen werde.

Dr. Fujii wanderte mit seinen Krankenschwestern zunächst nach Ushida, wo er in dem zum Teil beschädigten Haus von Verwandten etliches Material für Erste Hilfe fand, das er dort aufbewahrt hatte. Die beiden Krankenschwestern verbanden ihn und er sie. Dann gingen sie weiter. Man sah jetzt weniger Menschen auf der Strasse gehen, aber eine grosse Anzahl sass und lag auf dem Pflaster, erbrach sich, wartete auf den Tod, starb. Die Menge der Leichen auf dem Weg nach Nagatsuka wurde immer rätselhafter. Konnte ein Molotow-Blumenkorb das alles angerichtet haben? fragte sich der Arzt.

Abends erreichte Dr. Fujii das Haus seiner Familie. Es lag fünf Meilen vom Stadtzentrum, aber das Dach war eingestürzt, und alle Fensterscheiben waren zerbrochen.

Den ganzen Tag strömten Menschen in den Asanopark. Dieser Privatbesitz war weit genug von der Explosion, so dass seine Bambusse, seine Föhren, Lorbeerbäume und Ahorne noch lebten, und der grüne Platz lud die Flüchtlinge ein, teils weil sie glaubten, die Amerikaner würden, wenn sie wiederkämen, nur Gebäude bombardieren, teils weil das

Laubwerk ein Sammelpunkt von Kühle und Leben zu sein schien, und weil die zierlichen Felsengärten des Besitzes mit ihren stillen Teichen und gewölbten Brücken sehr japanisch, sehr normal und sicher aussahen. Teils auch – nach Aussage von Leuten, die dort waren – infolge eines unwiderstehlichen, atavistischen Dranges, sich unter Laub zu verbergen. Unter den ersten, die hinkamen, befand sich Frau Nakamura mit ihren Kindern; sie liessen sich im Bambushain In der Nähe des Flusses nieder. Alle litten unter fürchterlichem Durst und versuchten, aus dem Fluss zu trinken. Sofort wurde ihnen übel, sie erbrachen sich, und der Brechreiz hielt den ganzen Tag an. Auch anderen wurde übel. Alle glaubten, dass es von einer Gasbombe käme, die die Amerikaner abgeworfen hätten. Diese Annahme beruhte wahrscheinlich auf dem starken Geruch der Ionisierung, einem «elektrischen Geruch», der von der Atomspaltung der Bombe herührte.

Als Pater Kleinsorge mit den anderen Priestern im Vorbeigehen ihren Bekannten zunickend, den Park betrat, lagen die Nakamuras alle krank am Boden. Eine Frau namens Iwasaki, die in der Nähe der Mission wohnte und jetzt bei den Nakamuras sass, stand auf und fragte die Patres, ob sie

bleiben solle, wo sie war, oder ob sie mitgehen solle. «Ich weiss kaum», sagte Pater Kleinsorge, «wo die sicherste Stelle ist.» Sie blieb dort, und noch am selben Tage starb sie, obgleich sie keine sichtbaren Wunden oder Verbrennungen hatte. Die Patres gingen weiter, den Fluss entlang, und liessen sich in einem Gebüsch nieder. Pater LaSalle legte sich hin und schlief sofort ein. Der Student der Theologie, der Pantoffel trug, hatte ein Bündel Kleider mitgebracht, in das er zwei Paar Lederschuhe eingepackt hatte. Als er sich zu den anderen niedersetzte, bemerkte er, dass das Bündel aufgegangen und ein Paar Schuhe herausgefallen war – es waren nur noch zwei Schuhe übrig. Er ging denselben Weg zurück und fand einen Schuh. Als er wieder zu den Patres kam, sagte er: «Komisch, aber es liegt mir nichts mehr an den Sachen. Gestern gehörten die Schuhe zu meinem wichtigsten Besitz. Heute liegt mir nichts mehr an ihnen. Ein Paar genügt.»

«Ich weiss», sagte Pater Cieslik. «Erst wollte ich meine Bücher mitnehmen, und dann dachte ich: Das ist nicht die Zeit für Bücher.»

Als Tanimoto, immer noch das Becken in der Hand, den Park erreichte, war dieser schon gedrängt voll, und es war

nicht leicht, die Toten von den Lebenden zu unterscheiden; denn die meisten lagen still, mit offenen Augen, da. Pater Kleinsorge, dem Abendländer, war das Schweigen im Hain am Flusse, wo Hunderte schauerlich Verwundeter gemeinsam litten, eines der grauenvollsten und furchtbarsten Erlebnisse seines ganzen Lebens. Die Verletzten waren still; keiner weinte, geschweige denn schrie vor Schmerzen; keiner beklagte sich; von keinem der Sterbenden hörte man einen Laut; nicht einmal die Kinder weinten, und nur sehr wenige Menschen sprachen. Und als Pater Kleinsorge einigen, deren Gesicht durch eine Stichflamme fast ausgelöscht war, Wasser reichte, nahmen sie ihren Teil, erhoben sich ein wenig und verbeugten sich dankend vor ihm.

Tanimoto begrüßte die Patres und sah sich dann nach anderen Bekannten um. Er erblickte Frau Matsumoto, die Frau des Direktors der Methodistenschule und fragte sie, ob sie Durst habe. Da sie bejahte, ging er zu einem der Teiche im Felsengarten und holte ihr in seinem Becken Wasser. Hernach beschloss er, sich wieder nach seiner Kirche durchzuschlagen. Er ging auf dem Wege, den die Patres bei ihrer Flucht eingeschlagen hatten, nach Nobori«cho, kam aber nicht weit. Das Feuer längs der Strasse war so heftig, dass er

umkehren musste. So wanderte er ans Ufer des Flusses und schaute nach einem Boot aus, in dem er einige der am schwersten Verwundeten vom Asanopark über den Fluss und aus dem Bereich des sich ständig ausbreitenden Brandes bringen könnte. Bald fand er einen ziemlich grossen Lustkahn, der aufs Ufer hinaufgezogen war, aber in dem Kahn und rings herum bot sich ihm ein grauenvoller Anblick: fünf tote Männer, fast nackt, mit schweren Verbrennungen, die alle mehr oder weniger gleichzeitig gestorben sein mussten, da sie Stellungen einnahmen, die darauf hindeuteten, dass sie gemeinsam bemüht waren, den Kahn ins Wasser zu schleppen.

Tanimoto hob sie aus dem Boot, wobei ihn, da er die Toten störte, ein solches Entsetzen befiel – er hatte das augenblickliche Gefühl, er hindere sie daran, das Boot ins Wasser zu bringen und ihre Geisterwanderung anzutreten –, dass er laut sprach: «Bitte, verzeiht mir, dass ich das Boot nehme. Ich brauche es für andere, die noch am Leben sind? Der Kahn war schwer, aber es gelang ihm, ihn ins Wasser zu schieben. Ruder gab es nicht; alles, was er für die Fortbewegung fand, war eine dicke Bambusstange. Er stiess den Kahn stromaufwärts bis zum überfülltesten Teil des Parkes und fing an, die Verwundeten überzusetzen. Bei jeder

Überfahrt konnte er zehn bis zwölf Menschen im Boot unterbringen, da aber der Fluss in der Mitte zu tief war, als dass Tanimoto sich mit der Stange hätte fortstossen können, musste er mit dem Bambus paddeln, und infolgedessen dauerte jede Fahrt sehr lange. Auf diese Weise arbeitete er mehrere Stunden.

Am frühen Nachmittag griff der Brand auf das Gehölz von Asano über. Als Tanimoto in seinem Kahn zurückkam sah er zunächst, dass Viele Leute sich ans Flussufer begeben hatten. Als das Boot auf den Sand fuhr, stieg Tanimoto das Ufer hinauf, um sich zu informieren, und beim Anblick des Feuers schrie er: «Alle jungen Leute, die nicht schwer verletzt sind, zu mir! Pater Kleinsorge führte Pater Schiffer und Pater LaSalle ans Ufer und bat die Leute dort, die beiden hinüberzurudern, wenn das Feuer sich näherte. Er selbst schloss sich Tanimotos Freiwilligen an.

Tanimoto schickte einige Leute aus, um Eimer und Becken zu suchen, anderen wieder trug er auf, das brennende Unterholz mit ihren Kleidern zu ersticken. Als Geräte zur Hand waren, bildete er eine Eimerkette von einem Teich zum Felsengarten. Über zwei Stunden bekämpfte die Mannschaft das Feuer und wurde allmählich der Flammen Herr.

Während Tanimotos Leute arbeiteten, drängte die geängstigte Menge sich immer näher an den Fluss, und schliesslich begann die tumultuöse Masse einige der Unglücklichen, die sich auf dem eigentlichen Strand befanden, ins Wasser zu stossen. Unter denjenigen, die in den Fluss gedrängt wurden, waren Frau Matsumoto von der Methodistschule und ihre Tochter.

Als Pater Kleinsorge nach Bekämpfung des Brandes zurückkam, fand er Pater Schiffer noch immer blutend und erschreckend blass. Ein paar Japaner standen herum und starrten ihn an, und Pater Schiffer flüsterte mit einem schwachen Lächeln: «Mir ist, als wäre ich schon tot.»

«Noch nicht», sagte Pater Kleinsorge. Er hatte Dr. Fujiis Ausrüstung für Erste Hilfe mitgebracht, und da er in der Menge den Arzt Dr. Kanda bemerkt hatte, suchte er ihn auf und fragte ihn, ob er Pater Schiffers schwere Schnittwunden verbinden wolle. Dr. Kanda hatte Frau und Tochter als Tote in den Ruinen des Spitals gesehen; nun sass er da, den Kopf in die Hände gestützt. «Ich kann nichts machen», sagte er. Pater Kleinsorge wickelte noch mehr Verbandzeug um Pater Schiffers Kopf, brachte ihn nach einer abschüssigen Stelle und bettete ihn so, dass der Kopf hoch lag. Bald liess die Blutung nach.

Um diese Zeit wurde das Dröhnen von näherkommenden Flugzeugen hörbar. Einer in der Nähe der Familie Nakamura rief: «Das sind Grummans, die kommen, um uns zu bombardieren!» Ein Bäcker namens Nakashima stand auf und kommandierte: «Jeder, der etwas Weisses anhat, soll es ausziehen!» Frau Nakamura zog ihren Kindern die Blusen aus, spannte den Regenschirm auf und scharte die Kinder um sich. Viele Leute, darunter auch solche mit schweren Verbrennungen, krochen ins Gebüsch und warteten, bis das Summen – offenbar von einem Erkundungs- oder Wetterflug – verklungen war.

Es begann zu regnen, Frau Nakamura behielt ihre Kinder unter dem Regenschirm, Die Tropfen wurden ungewöhnlich gross, und einer schrie: «Die Amerikaner werfen Benzin ab! Sie stecken uns in Brand!» (Dieser Alarm stammte von einer innerhalb des Parkes weitergegebenen Theorie, weshalb Hiroshima in so grossem Ausmasse in Brand geraten sei: das käme daher, dass ein Flugzeug Benzin über die Stadt gespritzt habe, die dann in einem Augenblick blitzartig irgendwie in Brand gesteckt worden sei.) Aber die Tropfen waren unverkennbar Wasser, und während sie fielen, wurde der Wind zusehends stärker, und plötzlich – wahrscheinlich in-

folge der ungeheuren Hitze, die die brennende Stadt ausströmte – fuhr ein Wirbelwind durch den Park. Mächtige Bäume krachten zu Boden, kleinere wurden entwurzelt und in die Luft geschleudert. Höher oben wirbelte ein wilder Schwarm flacher Gegenstände in dem rasenden Trichter – Stücke von Blechdächern, Papier, Türen, Bodenbelag. Pater Kleinsorge breitete ein Stück Tuch über Pater Schiffers Augen, damit der geschwächte Mann nicht glaube, er sei verrückt geworden. Der Sturm blies Frau Murata, die Wirtschaftlerin der Mission, die dicht am Ufer sass, auf eine seichte, steinige Stelle hinunter, und sie kam mit blutenden Füßen zurück. Der Wirbelsturm wanderte auf den Fluss hinaus, wo er eine Wasserhose emporsog und sich schliesslich erschöpfte.

Nach dem Sturm nahm Tanimoto das Übersetzen der Menschen wieder auf, und Pater Kleinsorge bat den Studenten der Theologie, er möge hinübergehen, sich zum Jesuiten noviziat in Nagatsuka durchschlagen – etwa drei Meilen vom Stadtzentrum entfernt – und dort die Geistlichen bitten, den Patres Schiffer und LaSalle zu Hilfe zu kommen. Der Student stieg in Tanimotos Boot und fuhr weg. Pater Kleinsorge fragte Frau Nakamura, ob sie, wenn die Geistlichen kämen,

mit ihnen nach Nagatsuka hinausgehen wolle. Sie antwortete, sie habe einiges Gepäck, und ihre Kinder seien krank – sie erbrachen sich noch von Zeit zu Zeit, übrigens auch Frau Nakamura selbst –, und deshalb fürchte sie, sie werde nicht mitgehen können. Er sagte, er glaube, die Patres vom Noviziat könnten am nächsten Tag mit einem Handwagen kommen und sie abholen.

Als Tanimoto am späten Nachmittag für eine kurze Weile an Land ging, hörte er, von dessen Energie und raschem Entschluss so viele abhängig geworden waren, wie die Leute um Essen bettelten. Er beriet sich mit Pater Kleinsorge, und die beiden beschlossen, in die Stadt zurückzugehen und aus den Schutzkellern der Bezirksvereinigung Tanimotos und der Mission etwas Reis zu holen. Pater Cieslik und zwei, drei andere gingen mit. Als sie zu den Reihen eingestürzter Häuser kamen, wussten sie zunächst nicht, wo sie sich befanden – zu plötzlich war die Verwandlung einer geschäftigen Stadt in ein Gerippe von Ruinen, und das vom Morgen bis zum Nachmittag. Der Asphalt der Strassen war durch die Hitze noch so weich und warm, dass das Gehen erschwert wurde. Unterwegs begegneten sie nur einem einzigen Menschen, einer Frau, die im Vorbeigehen sagte:

«Mein Mann ist in dieser Asche.»

Bei der Mission, wo Tanimoto sich von seinen Begleitern trennte, angekommen, sah Pater Kleinsorge mit Bestürzung, dass das Gebäude dem Erdboden gleichgemacht war. Auf dem Wege zum Schutzkeller bemerkte er im Garten auf dem Spalier einen gerösteten Kürbis. Er und Pater Cieslik kosteten davon, und der Kürbis war gut. Sie waren erstaunt über ihren Hunger und assen ein gutes Stück. Sie holten einige Säcke Reis heraus, sammelten noch ein paar geröstete Kürbisse, gruben einige Kartoffeln aus, die unter der Erde schön gebraten waren, und machten sich auf den Rückweg. Unterwegs schloss Tanimoto sich ihnen wieder an. Einer der Leute, die mit ihm waren, hatte Kochgeräte mit. Im Park sammelte er die leicht verletzten Frauen aus seinem Bezirk zum Kochen. Pater Kleinsorge bot der Familie Nakamura etwas vom Kürbis an, sie kosteten, konnten es aber nicht im Mund behalten. Immerhin genügte der Reis, um etwa hundert Personen zu speisen.

Knapp vor Einbruch der Dunkelheit traf Tanimoto die zwanzigjährige Frau Kamai, seine unmittelbare Nachbarin. Sie kauerte auf dem Boden, den Körper ihres Babys, eines Mädchens, im Arm. Das Kind war offenbar schon den gan-

zen Tag tot. Als sie Tanimoto erblickte, sprang sie auf und sagte: «Würden Sie, bitte, versuchen festzustellen, wo mein Mann ist?»

Tanimoto wusste, dass ihr Mann erst tags zuvor zur Armee eingezogen worden war. Gemeinsam mit seiner Frau hatte er ihr abends Gesellschaft geleistet, um sie abzulenken. Kamai hatte sich beim BezirksHauptquartier Chugoku, in der Nähe des alten Schlosses mitten in der Stadt, wo rund viertausend Soldaten einquartiert waren, gemeldet. Nach den vielen verstümmelten Soldaten, die Tanimoto tagsüber gesehen hatte, zu urteilen, konnte er annehmen, dass die Baracken durch das, was Hiroshima getroffen hatte – was immer es gewesen sein mag –, schwer beschädigt wurden. Er wusste, dass keine Aussicht bestand, Frau Kamais Mann zu finden, auch wenn er ihn suchte; um ihr aber gefällig zu sein, sagte er: «Ich werde es versuchen.»

«Sie müssen ihn finden», sagte sie. «Er hat unser Baby so liebgehabt. Ich möchte, dass er es noch einmal sieht.»

DIE EINZELHEITEN WERDEN UNTERSUCHT

Am frühen Abend des Tages, an dem die Bombe explodierte, fuhr eine japanische Marine-Barkasse die sieben Flussarme von Hiroshima langsam auf und ab. Da und dort hielt sie an, um etwas zu verlautbaren – längs der überfüllten Sandbänke, auf denen hunderte Verwundete lagen, an den Brücken, auf denen andere sich drängten, und als es dämmerte, schliesslich gegenüber dem Asanopark. In der Barkasse stand ein junger Offizier auf und schrie durch ein Megaphon: «Habt Geduld! Ein Lazarettschiff ist unterwegs, um für euch zu sorgen!» Der Anblick der kriegsschiffartigen Barkasse auf dem Hintergrund der Verwüstung jenseits des Flusses, der besonnene junge Mann in seiner netten Uniform, vor allem aber die Zusicherung ärztlicher Hilfe – das erste Wort von möglicher Hilfe, dass sie in fast zwölf grauenvollen Stunden gehört –, das alles kräftigte den Lebensmut der Unglücklichen ganz beträchtlich. Frau Nakamura richtete sich mit ihren Kindern für die

Nacht ein und beruhigte sie damit, dass ein Arzt kommen und ihren Brechreiz beheben wird. Tanimoto nahm die Beförderung der Verwundeten über den Fluss wieder auf. Pater Kleinsorge legte sich nieder, sprach im stillen das Vaterunser und ein Ave Maria und schlief sofort ein. Aber kaum war er eingeschlafen, da schüttelte ihn Frau Murata, die gewissenhafte Haushälterin der Mission und sagte: «Pater Kleinsorge! Haben Sie daran gedacht, das Abendgebet zu sprechen?» Er antwortete ziemlich mürrisch: «Selbstverständlich.» Er versuchte wieder einzuschlafen, konnte es aber nicht. Das war offenbar gerade das, was Frau Murata wünschte. Sie begann mit dem erschöpften Priester ein Gespräch. Unter anderem stellte sie an ihn die Frage, wann seiner Meinung nach die Geistlichen des Noviziats, nach denen er nachmittags einen Boten geschickt hatte, wohl ankommen würden, um Pater Superior LaSalle und Pater Schiffer fortzuschaffen.

Der Bote, den Pater Kleinsorge ausgesandt hatte – der Student der Theologie, der im Missionshause wohnte –, war im Noviziat, drei Meilen weit draussen in den Bergen, um halb fünf Uhr angekommen. Die sechzehn Priester dort hatten an der Peripherie Rettungsarbeit geleistet; sie hatten

sich um ihre Kollegen in der Stadt Sorge gemacht, hatten aber nicht gewusst, wie und wo sie sich um sie kümmern könnten. Jetzt zimmerten sie in aller Eile aus Brettern [und Stangen zwei Tragbahren, und der Student führte ihrer sechs zurück in das verwüstete Gebiet. Sie bahnten sich den Weg längs der Ota oberhalb der Stadt. Zweimal wurden sie durch die Gluthitze in den Fluss hineingedrängt. An der Misasa-Brücke begegneten sie einer langen Kolonne von Soldaten, die in einem grotesken Par force-Marsch von dem Bezirks-Hauptquartier Chugoku, das im Zentrum der Stadt gelegen war, fortstrebten. Alle hatten schauerliche Verbrennungen und stützten sich auf Stöcke oder lehnten sich aneinander. Auf der Brücke standen kranke Pferde mit Brandwunden und liessen die Köpfe hängen. Als der Rettungstrupp den Park erreichte, war es bereits dunkel, und das Weiterkommen war durch das Gewirr gestürzter Bäume aller Grössen, die der Wirbelsturm am Nachmittag geknickt hatte, ausserordentlich erschwert. Schliesslich – nicht lange, nachdem Frau Murata ihre Frage gestellt hatte – trafen sie ihre Freunde und gaben ihnen Wein und starken Tee.

Die Priester berieten, wie sie Pater Schiffer und Pater LaSalle ins Noviziat hinaus befördern könnten.

Sie befürchteten, das Stolpern durch den Park würde zu sehr an den hölzernen Tragbahren rütteln und die Verwundeten könnten zu viel Blut verlieren. Da fiel Pater Kleinsorge Tanimoto mit seinem Kahn ein, und er rief zu ihm aufs Wasser hinaus. Als Tanimoto das Ufer erreichte, sagte er, er wolle mit Freuden die verletzten Priester und ihre Träger stromaufwärts führen, an eine Stelle, wo sie eine offene Landstrasse finden könnten. Die Rettungsmannschaft hob Pater Schiffer auf eine Tragbahre und liess ihn in das Boot hinab, und zwei Leute folgten mit an Bord. Tanimoto, der noch immer keine Ruder hatte, stiess den Kahn stromaufwärts.

Nach etwa einer halben Stunde kam Tanimoto zurück und bat die zurückgebliebenen Priester aufgeregt, sie mögen ihm helfen, zwei Kinder zu retten, die er bis zur Schulter im Wasser stehen gesehen habe. Ein Trupp begab sich hinaus und holte die beiden – zwei junge Mädchen, die ihre Angehörigen verloren und schwere Brandwunden erlitten hatten. Die Priester legten sie neben Pater Kleinsorge auf den Boden, und dann brachten sie Pater LaSalle aufs Schiff. Pater Cieslik glaubte, den Weg zum Noviziat hinaus zu Fuss machen zu können, und begab sich mit den anderen an Bord. Pater Kleinsorge war zu schwach; er entschloss sich,

schloss sich, den kommenden Tag im Park zu erwarten. Er bat die Leute, mit einem Handwagen wiederzukommen, damit sie Frau Nakamura und ihre Kinder zum Noviziat hinausschaffen könnten.

Tanimoto stiess wieder vom Ufer ab. Während das Boot mit seiner Last von Priestern langsam stromaufwärts strebte, hörten sie schwache Hilferufe. Eine Frauenstimme wurde besonders deutlich: «Hier sind Menschen, die am Ertrinken sind! Helft uns! Das Wasser steigt!» Die Worte kamen von einer der Landzungen, und die Leute im Boot erblickten im reflektierten Licht der noch immer brennenden Feuer eine Anzahl Verwundeter, die am Rande des Flusses lagen und schon zum Teil von dem steigenden Flutwasser bedeckt waren. Tanimoto wollte ihnen zu Hilfe kommen aber die Priester fürchteten, es könnte Pater Schifers Tod sein, wenn sie sich nicht beeilten, und drängten ihren Fährmann weiter. Er setzte sie dort, wo er Pater Schifer abgesetzt hatte, ans Land und fuhr allein zur Landzunge zurück.

Die Nacht war heiss, und sie schien noch heisser infolge des Feuerscheins am Himmel; aber das jüngere von den beiden Mädchen, die Tanimoto und die Priester gerettet hatten, klagte zu Pater Kleinsorge, es sei ihr kalt. Er deckte

sie mit seiner Jacke zu. Sie war mit ihrer älteren Schwester ein paar Stunden im salzigen Wasser des Flusses gewesen, bevor sie gerettet wurde. Die jüngere hatte am Körper riesige, blutige Brandwunden. Das Salzwasser musste ihr unerträgliche Schmerzen bereitet haben. Sie bekam schweren Schüttelfrost und sagte wieder, es sei ihr kalt. Pater Kleinsorge lieh von jemanden in der Nähe eine Decke und wickelte das Mädchen ein, aber es schüttelte sich noch mehr, sie sagte wieder: «Mir ist so kalt», und dann hörte sie plötzlich auf zu zittern und war tot.

Auf der Landzunge fand Tanimoto ungefähr zwanzig Frauen und Männer. Er fuhr mit dem Kahn auf den Strand auf und forderte sie auf einzusteigen. Keiner rührte sich, und es wurde ihm klar, dass sie zu schwach waren, um sich aus eigenen Kräften zu erheben. Er langte hinunter und ergriff eine Frau an der Hand, aber da schälte sich ihre Haut in grossen, handschuhähnlichen Stücken ab. Darüber ward ihm so übel, dass er sich einen Augenblick hinsetzen musste. Dann stieg er ins Wasser hinaus und hob, obgleich selbst ein kleiner Mensch, einige Männer und Frauen, alle nackt, in sein Boot. Rücken und Brust dieser Menschen waren klebrig, und er erinnerte sich mit Schauern, wie die

grossen Verbrennungen, die er tagsüber beobachtet hatte, aussahen: erst gelb, dann rot und angeschwollen, wobei die Haut sich abschälte, und schliesslich abends vereitert und übelriechend.

Die Flut war gestiegen, die Bambusstange war jetzt zu kurz, und er musste sie auf der ganzen Überfahrt zum Paddeln benutzen. Am anderen Ufer, auf einer höhergelegenen Landzunge, hob er die schleimigen lebenden Körper heraus und trug sie die Böschung hinauf, aus dem Bereich der Flut. Dabei musste er sich fortwährend sagen: «Das sind menschliche Wesen». Er brauchte drei Touren, um alle über den Fluss zu schaffen». Als er fertig war, entschloss er sich, zu rasten, und kehrte in den Park zurück.

Als Tanimoto ans dunkle Ufer stieg, stolperte er über jemanden, und ein anderer sagte ärgerlich: «Pass auf! Das ist meine Hand!» Tanimoto, voller Scham darüber, Verwundeten weh getan zu haben, voller Verlegenheit darüber, dass er aufrecht gehen konnte, dachte plötzlich an das Lazarettschiff, das nicht gekommen war (es kam niemals), und empfand einen Augenblick lang blinde, mörderische Wut auf die Mannschaft des Schiffes und auf alle Ärzte. Warum kamen sie nicht, um diesen Menschen zu helfen?

Dr. Fujii lag die ganze Nacht mit furchtbaren Schmerzen auf dem Fussboden des dachlosen Hauses seiner Familie an der Peripherie der Stadt. Beim Schein einer Laterne hatte er sich selbst untersucht und hatte gefunden: Linkes Schlüsselbein gebrochen; mehrfache Abschürfungen und Risse an Gesicht und Körper, darunter tiefe Schnitte an Kinn, Rücken und Beinen; ausgedehnte Quetschungen an Brust und Rumpf; vermutlich einige Rippenbrüche. Wäre er nicht so arg verletzt gewesen, dann wäre er wohl im Asanopark gewesen und hätte den Verwundeten geholfen.

Bei Einbruch der Nacht war die Zahl der Opfer der Explosion, die das Rote-Kreuz-Spital gestürmt hatten, auf zehntausend angewachsen; Dr. Sasaki, der vollkommen erschöpft war, bewegte sich zieh und gedankenlos mit Wattepaketen und Merkurochromflaschen die verpesteten Korridore auf und ab, wobei er noch immer die Augengläser trug, die er von der verwundeten Krankenschwester genommen hatte, und verband die schwersten Verletzungen, wie sie ihm gerade in den Weg kamen. Andere Ärzte legten Kochsalzkompressen auf die schlimmsten Brandwunden. Das war alles, was sie tun konnten.

Nach Eintritt der Dunkelheit arbeiteten sie beim Feuer-
schein der brennenden Stadt und beim Licht von Kerzen, die
ihnen von den zehn übriggebliebenen Krankenschwestern
gehalten wurden, Dr. Sasaki hatte den ganzen Tag keinen
Blick ins Freie, ausserhalb des Spitals, geworfen; das Schau-
spiel im Innern des Gebäudes war so furchtbar und nahm ihn
so sehr in Anspruch, dass es ihm nicht in den Sinn kam, zu
fragen, was jenseits der Fenster und Türen geschehen war.
Decken und Wände waren e'ingestürzt, überall sah man
Mörtel, Staub, Blut und den Auswurf Erbrechender. Zu
Hundertern starben die Patienten, aber es war niemand da,
der die Leichen hätte wegschaffen können, Einige Leute des
Spitalpersonals verteilten Biscuits und Reiskugeln, aber der
Totenhausgeruch war so stark, dass kaum einer Hunger ver-
spürte. Um drei Uhr morgens, nach neunzehn Stunden sei-
ner grausigen Arbeit, war Dr. Sasaki ausserstande, noch eine
Wunde zu verbinden, Mit einigen anderen Überlebenden
des Spitalpersonals ging er mit Strohmatten ins Freie. Tau-
sende Leidender und hunderte Tote lagen im Hof und auf
der Zufahrtstrasse, sie liefen hinter das Spitalgebäude und
legten sich an einen versteckten Platz, um rasch ein wenig
zu schlafen. Nach einer Stunde hatten Verwundete sie je-

doch entdeckt; klagend umstanden sie sie im Kreise: «Ärzte! Helft uns! Wie könnt ihr schlafen?» Dr. Sasaki erhob sich und ging an die Arbeit zurück. Am frühen Morgen gedachte er zum ersten Mal seiner Mutter in ihrem Landhaus zu Mukaihara, dreissig Meilen von der Stadt entfernt. Sonst fuhr er jeden Abend nach Hause. Er fürchtete, sie werde glauben, er sei tot.

In der Nähe der Stelle, wo Tanimoto die Priester abgesetzt hatte, stand eine grosse Kiste mit Reiskuchen, die ein Rettungskorps offensichtlich für die Verwundeten, die dort umherlagen, mitgebracht, aber nicht verteilt hatte. Bevor man die verwundeten Priester fortschaffte, liessen die andern die Kuchen in der Runde herumgehen und bedienten sich selbst. Einige Minuten später trat ein Trupp Soldaten auf, und ein Offizier, der die Priester eine fremde Sprache reden hörte, zog den Säbel und fragte hysterisch, wer sie seien. Einer der Priester beruhigte ihn und erklärte ihm, sie seien Deutsche, Verbündete. Der Offizier entschuldigte sich und sagte, es sei ein Gerücht im Umlauf, dass amerikanische Fallschirmspringer gelandet seien.

Die Priester beschlossen, erst Pater Schiffer mitzunehmen. Als sie sich zum Aufbruch bereit machten, sagte Pater

Superior LaSalle, es sei ihm schrecklich kalt. Einer der Jesuiten gab seinen Mantel her, ein anderer sein Hemd – sie waren froh, in der dumpfigen Nacht weniger anzuhaben. Die Bahrenträger zogen los. Der Student der Theologie zeigte ihnen den Weg und versuchte sie auf Hindernisse aufmerksam zu machen. Einer der Priester blieb jedoch mit dem Fuss an einem Telephondraht hängen, stolperte und liess die Tragbahre fallen. Pater Schiffer rollte herunter, verlor das Bewusstsein, kam wieder zu sich und erbrach sich. Die Träger hoben ihn auf und trugen ihn bis an den Stadtrand, wo eine aus anderen Priestern bestehende Ablösung bereitstand. Sie liessen ihn dort zurück und kehrten um, um den Pater Superior zu holen.

Die hölzerne Tragbahre muss Pater LaSalle furchtbare Schmerzen verursacht haben; sein Rücken war voll winziger Glassplitter, In der Nähe des Stadtrandes musste der Trupp um ein Auto, das verbrannt und mitten auf der schmalen Strasse niedergebrochen war, herumgehen, und die Träger auf der einen Seite, unfähig im Dunkeln den Weg zu sehen, fielen in einen tiefen Graben. Pater LaSalle wurde zu Boden geworfen, und die Tragbahre brach entzwei. Ein Priester ging voraus, um aus dem Noviziat einen Handkar-

ren zu holen, fand aber bald einen neben einem leeren Haus und fuhr damit zurück. Die Priester hoben Pater LaSalle in den Karren und schoben ihn den Rest des Weges über die holprige Landstrasse.

Der Rektor des Noviziats, der, bevor er in den geistlichen Orden eintrat, Arzt gewesen war, reinigte die Wunden der beiden Priester, brachte sie in Betten mit frischer Bettwäsche, und sie dankten Gott für die Pflege, die ihnen zuteil wurde.

Tausende Menschen hatten niemanden, der ihnen zu Hilfe kam. Zu diesen gehörte Fräulein Sasaki. Verlassen und hilflos unter dem primitiven Schutzdach der Zinnfabrik, neben sich die Frau, die eine Brust verloren hatte, und den Mann, dessen verbranntes Gesicht kaum noch ein Gesicht war, litt sie in dieser Nacht furchtbare Schmerzen in ihrem gebrochenen Bein. Sie schlief überhaupt nicht, noch sprach sie mit ihren schlaflosen Gefährten.

Im Park hielt Frau Murata Pater Kleinsorge die ganze Nacht hindurch wach mit ihrem Geschwätz. Auch von der Familie Nakamura war keiner imstande zu schlafen; die Kinder interessierten sich, obgleich sie sehr krank waren, für alles, was geschah.

Es machte ihnen Vergnügen, wenn einer der städtischen Gasometer mit einer ungeheuren Stichflamme in die Luft flog. Toshio, der Junge, machte die anderen durch laute Zurufe auf die Spiegelung im Flusse aufmerksam. Tanimoto, der einen langen Laufmarsch und vielstündige Rettungsarbeit hinter sich hatte, döste unruhig. Als er im ersten Dämmererschein erwachte, schaute er übers Wasser hinüber und sah, dass er in der vergangenen Nacht die schwärenden, lahmen Körper nicht weit genug auf die Sandbank hinaufgetragen hatte, lieber die Stelle, an der er sie hingelegt hatte, war das Flutwasser gestiegen. Sie hatten nicht genügend Kraft, sich zu bewegen – sie mussten ertrunken sein. Er sah mehrere menschliche Körper im Fluss treiben.

Am frühen Morgen dieses Tages, des 7. August, sandte das japanische Radio zum ersten Mal eine knappe Meldung aus, die von sehr wenigen – wenn überhaupt von irgendjemand – Menschen abgehört wurde, die der Inhalt am meisten anging: von den lieberlebenden von Hiroshima: «Hiroshima litt beträchtliche Schäden durch einen Luftangriff einiger feindlicher Flugzeuge vom Typ B 29. Man nimmt an, dass eine neue Bombenart verwendet wurde. Die Einzelheiten werden untersucht.» Auch ist es nicht wahrscheinlich, dass

einer der Überlebenden sein Radio zufällig auf die Kurzwellenwiedergabe einer Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten eingestellt hatte – einer Botschaft, die die neue Bombe als Atombombe deklarierte: «Diese Bombe hat mehr Kraft als zwanzigtausend Tonnen Trinitrotoluol. Ihre Explosionskraft ist zweitausendmal so gross als die der grössten Bombe, die jemals in der Geschichte der Kriegführung verwendet wurde: des britischen Grand Slam. Diejenigen Opfer, die überhaupt imstande waren, sich über das Geschehene den Kopf zu zerbrechen, dachten und diskutierten darüber in ziemlich primitiven, kindischen Vorstellungen: Ein Flugzeug hat vielleicht Benzin oder ein brennbares Gas ausgespritzt, oder es war ein ganzes Bündel von Brandbomben oder das Werk von Fallschirmspringern, Aber auch wenn sie die Wahrheit gewusst hätten, so waren doch die meisten zu beschäftigt oder zu müde oder zu schwer verletzt, als dass sie sich darum hätten kümmern können, dass sie die Opfer des ersten grossen Experiments bei der Verwendung der Atomenergie waren, die – wie die Stimme im Kurzwellenempfänger laut sagte – ausser den Vereinigten Staaten mit ihren industriellen Erfahrungen, mit ihrer Bereitschaft, zwei Milliarden Golddollar in ein

wichtiges Kriegswagnis zu investieren, kein Land hätte verwirklichen können.

Tanimoto ärgerte sich noch immer über die Ärzte. Er beschloss, persönlich einen Doktor nach dem Asanopark zu bringen, und wenn er ihn am Rockkragen hinschleifen müsste. Er fuhr über den Fluss, ging an dem Shinto-Tempel vorbei, wo er tags zuvor eine kurze Begegnung mit seiner Frau gehabt hatte, und wanderte zum östlichen Exerzierplatz. Da dieser schon vor langem als Evakuationsgebiet bestimmt war, dachte Tanimoto, er werde hier eine Station für Erste Hilfe finden. Er fand sie auch – sie stand unter der Leitung eines medizinischen Detachements, aber die Ärzte waren hoffnungslos überlastet: Tausende Patienten lagen zwischen Leichen auf dem Feld vor der Station. Nichtsdestoweniger trat er auf einen Militärarzt zu und sagte in möglichst vorwurfsvollem Ton: «Warum sind Sie nicht in den Asanopark gekommen? Sie werden dort dringend gebraucht/’ Ohne auch nur von seiner Arbeit aufzublicken, sagte der Arzt mit müder Stimme: «Das hier ist meine Station.»

«Aber auf dem Ufer dort drüben sterben viele.»

«Die erste Pflicht», erwiderte der Doktor, «ist, sich um die leicht Verwundeten zu kümmern.»

«Ja, wenn aber auf dem Flussufer so viele Schwerverletzte liegen?»

Der Arzt trat zu einem anderen Patienten. «Im Falle einer solchen Katastrophe», sagte er, als ob er aus dem Dienstreglement zitierte, «besteht die erste Aufgabe darin, so vielen wie möglich zu helfen –¹ so viele Leben wie möglich zu retten. Für die Schwerverwundeten besteht keine Hoffnung. Die werden sterben. Wir können uns nicht mit ihnen befassen.»

«Das mag vom medizinischen Standpunkt aus richtig sein – », begann Tanimoto, aber dann ging sein Blick hinaus über das Feld, wo zahllose Tote in enger Nachbarschaft von noch Lebenden lagen, und er ging weg, ohne seinen Satz zu beenden. Jetzt ärgerte er sich über sich selbst. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte den Sterbenden versprochen, er werde ihnen ärztliche Hilfe verschaffen. Sie würden sterben mit dem Gefühl, betrogen worden zu sein. An dem einen Rand des Feldes sah er eine Verteilungsstelle für Lebensmittel. Er ging hin und erbettelte sich einige Reiskuchen und etwas Zwieback – das nahm er, statt eines Arztes, den Leuten im Asanopark mit.

Der Morgen war wieder heiss. Pater Kleinsorge holte in einer Flasche und in einem geliehenen Teekessel Wasser

für die Verwundeten. Er hatte gehört, dass es möglich war, ausserhalb des Asanoparkes von einem Wasserhahn frisches Wasser zu bekommen. Er ging durch den Felsengarten, wobei er über die umgestürzten Föhrenstämme klettern oder unter ihnen durchkriechen musste. Im Garten gab es viele Tote. Auf einer schönen gewölbten Brücke kam er an einer nackten lebenden Frau vorbei, die offenbar am ganzen Körper Verbrennungen erlitten hatte und über und über rot war. In der Nähe des Einganges zum Park arbeitete ein Arzt, aber das einzige Medikament, das er besass, war Jod, mit dem er Schnittwunden, Quetschungen, schleimige Verbrennungen, kurz alles bestrich – und nun war alles, was er so behandelte, eitrig.

Ausserhalb des Parktores fand Pater Kleinsorge einen Wasserauslauf, der noch funktionierte – er gehörte zur Wasserleitung eines Hauses, das nicht mehr da war –, er füllte seine Gefässe und ging zurück. Als er den Verwundeten zu trinken gegeben hatte, ging er zum zweiten Mal um Wasser. Nun war die Frau an der Brücke tot. Auf dem Rückweg ging er bei einem Umweg um einen umgestürzten Baum irre, und als er sich nach dem richtigen Weg umsah, hörte er jemanden im Gebüsch fragen: «Haben Sie et-

was zu trinken?» Er sah eine Uniform, Er dachte, es sei ein einzelner Soldat und näherte sich ihm mit dem Wasser, Als er ins Gesträuch eingedrungen war, sah er, dass es an die zwanzig Mann waren, alle in dem gleichen grauenvollen Zustand: ihre Gesichter waren vollkommen verbrannt, die Augenhöhlen leer, die geschmolzenen Augäpfel waren über die Wangen hinabgeronnen, (Sie mussten, als die Bombe fiel, das Gesicht aufwärts gewandt haben; vielleicht gehörten sie zur Luftabwehrmannschaft,) Ihr Mund war nur eine verschwellene, eitrige Wunde; sie waren nicht imstande, die Lippen so weit zu öffnen, dass man den Schnabel der Teekanne hätte einführen können, Pater Kleinsorge nahm also ein grosses Gras, zog den Stengel heraus und machte auf diese Art einen Strohhalm, mit dem er allen Wasser zu trinken gab, Einer sagte: «Ich sehe nichts.» Pater Kleinsorge antwortete so heiter, wie es ihm möglich war: «Beim Eingang zum Park ist ein Doktor, Er hat jetzt viel zu tun, aber er wird bald kommen und hoffentlich Ihre Augen in Ordnung bringen.»

Seit jenem Tage musste Pater Kleinsorge immer daran denken, wie empfindlich er früher beim Anblick eines Leidenden gewesen, wie ihm übel wurde, wenn er zusah, wie jemand sich in den Finger schnitt.

Hier aber, im Park, war er so abgestumpft, dass er unmittelbar nachdem er diesen schauerlichen Anblick aus dem Auge verloren hatte, unterwegs bei einem Teich stehen blieb und mit einem Leichtverwundeten die Frage erörterte, ob man den fetten, zwei Fuss langen Karpfen, der tot auf der Wasseroberfläche schwamm, ohne Schaden verzehren könne. Nach einiger Überlegung kamen sie zu dem Schluss, dass es klüger wäre, es zu unterlassen.

Pater Kleinsorge füllte seine Behälter zum dritten Mal und ging ans Ufer des Flusses zurück. Dort sah er, mitten unter Toten und Sterbenden, eine junge Frau mit Nadel und Zwirn, die ihren ein wenig zerrissenen Kimono flickte. Scherzend sagte Pater Kleinsorge zu ihr: «Sind Sie aber ein eitles Frauenzimmer!» Sie lachte.

Er fühlte Müdigkeit und legte sich nieder. Er begann ein Gespräch mit zwei reizenden Kindern, deren Bekanntschaft er am vergangenen Nachmittag gemacht hatte. Er erfuhr, dass sie Kataoka hiessen, das Mädchen war dreizehn, der Knabe fünf Jahre alt. Zu dem Zeitpunkt, da die Bombe fiel, war das Mädchen eben im Begriff, einen Friseurladen aufzusuchen. Als die Familie sich nach dem Asanopark aufmachte, entschloss sich die Mutter umzukehren, um noch

etwas Lebensmittel und Reservekleider *zu* holen. Im Gedränge der Fliehenden wurden die Kinder von der Mutter getrennt und hatten sie seither nicht wiedergesehen. Gelegentlich hielten sie in ihrem völlig heiteren Spiel inne und begannen weinend nach der Mutter zu rufen.

Allen Kindern im Park fiel es schwer, dauernd die tragische Stimmung beizubehalten. Toshio Nakamura wurde ganz aufgeregt, als er seinen Freund Seichi Sato mit seiner Familie in einem Boot den Fluss hinauffahren sah. Er lief ans Ufer, winkte und schrie: «Sato! Sato!»

Der Junge wandte den Kopf und rief zurück: «Wer ist das?»

«Nakamura.»

«Hallo, Toshio!»

«Seid ihr alle unversehrt?»

«Ja. Und ihr?»

«Wir sind alle gesund. Meine Schwestern erbrechen sich, aber mir geht's ausgezeichnet.»

Pater Kleinsorge begann in der fürchterlichen Hitze durstig zu werden, besass aber nicht mehr die Kraft, um nochmals Wasser zu holen. Kurz vor Mittag sah er eine Japanerin, die etwas austeilte. Bald kam sie auch zu ihm und sagte mit freundlicher Stimme: «Das sind Teeblätter. Kauen Sie

sie, junger Mann, und der Durst wird vergehen.» Das gütige Wesen der Frau rührte Pater Kleinsorge zu Tränen. Seit Wochen bedrückte ihn der Fremdenhass, den die Japaner in zunehmendem Masse zur Schau trugen, und er stand sogar mit seinen japanischen Freunden auf gespanntem Fuss. Die Geste dieser fremden Frau machte ihn ein bisschen hysterisch.

Um die Mittagsstunde kamen die Priester aus dem Noviziat mit dem Handkarren. Sie waren auf dem Gelände des Missionshauses gewesen, hatten aus dem Schutzkeller einige dort aufbewahrte Kofferchen geholt und sogar aus der Asche der Kapelle die Überreste von geschmolzenen gottesdienstlichen Gefässen herausgeklaut. Nun verstaute sie Pater Kleinsorges Suitcase und die Frau Murata und den Nakamuras gehörigen Sachen im Karren, setzten die zwei Mädchen der Frau Nakamura hinein und machten sich zum Aufbruch bereit. Da erinnerte sich einer der Jesuiten, der praktisch veranlagt war, dass man ihnen vor einiger Zeit mitgeteilt hatte, sie könnten, wenn sie durch Feindeshand Schaden in ihrem Vermögen erlitten, bei der Polizei Schadenersatz verlangen. Der geweihte Mann diskutierte, von den Verwundeten

ebenso schweigend umgeben wie von den Toten, die Frage und entschied sie dahin, dass es Pater Kleinsorges – als vormaligen Bewohners der zerstörten Mission – Aufgabe sei, den Anspruch geltend zu machen. Als also die andern mit dem Handkarren abzogen, sagte Pater Kleinsorge den kleinen Kataokas adieu und trabte zur Polizeistation. Neue Polizisten aus einer anderen Stadt, in saubereren Uniformen, taten Dienst, umdrängt von einer Menge schmutziger, verwehrloser Stadtbewohner, die meistens nach vermissten Angehörigen fragten. Pater Kleinsorge füllte ein Anmeldeformular aus und machte sich auf den Weg durchs Stadtzentrum nach Nagatsuka. Jetzt erst wurde er sich des Umfangs der Zerstörung bewusst. Er kam an zahllosen Ruinen vorbei, und selbst nach allem, was er im Park gesehen, benahm ihm der Anblick den Atem. Als er das Noviziat erreichte, war er krank vor Erschöpfung. Das letzte, worum er noch bat, als er ins Bett fiel, war, es möge jemand zurückgehen zu den mutterlosen Kataokakindem.

Alles in allem blieb Fräulein Sasaki zwei Tage und zwei Nächte mit ihrem gebrochenen Bein und den beiden unerfreulichen Gefährten unter dem improvisierten Blechdach. Ihre einzige Zerstreuung bestand darin, den Leuten zuzuse-

hen, die nach den Schutzkellern der Fabrik gingen und mit Seilen die Leichen herausholten – das konnte sie aus einer Ecke des Schutzdaches beobachten. Ihr Bein verfärbte sich, schwoll an und wurde eitrig. Die ganze Zeit blieb sie ohne Nahrung und ohne Wasser. Am dritten Tag, den 8. August, suchten einige Freunde, in der Annahme, dass sie tot sei, ihren Leichnam und fanden sie. Sie erzählten ihr, dass ihre Mutter, ihr Vater und ihr kleines Brüderchen, die sich im Augenblick der Explosion im Tamura-Kinderspital befanden – der Kleine war Patient des Spitals –, sämtlich als zweifellos tot gemeldet waren, da das Spital vollkommen zerstört wurde. Die Freunde überliessen sie dann sich selber, und sie hatte Zeit, über diese kräftige Dosis an Neuigkeiten nachzudenken. Später hoben ein paar Leute sie an Armen und Beinen auf und trugen sie eine ziemlich weite Strecke zu einem Lastauto. Ungefähr eine Stunde lang fuhr das Auto über eine holprige Strasse, und Fräulein Sasaki, überzeugt, sie sei gegen den Schmerz abgestumpft, musste die Entdeckung machen, dass dies nicht der Fall war. Bei einer Hilfsstation im Bezirk Inokuchi hoben die Männer sie aus dem Wagen, und zwei Militärärzte untersuchten sie. In dem Augenblick, da sie ihre Wunde berührten, wurde sie

ohnmächtig. Sie kam wieder zu sich, eben zu rechter Zeit, um zu hören, wie die Ärzte berieten, ob sie das Bein abnehmen sollten oder nicht. Der eine sagte, die Wundränder seien brandig, und sagte voraus, sie würde sterben, wenn man nicht amputiere. Und der andere sagte, das sei sehr bedauerlich, denn sie hätten keine Instrumente, um die Operation durchzuführen. Sie verlor wieder das Bewusstsein. Als sie es wiedererlangte, transportierte man sie auf einer Tragbahre irgendwohin. Man brachte sie an Bord einer Barkasse, die nach der nahegelegenen Insel Ninoshima fuhr; dort wurde sie in ein Militärspital aufgenommen. Ein anderer Arzt untersuchte sie und sagte, sie habe keine Gangrän, obgleich ein ganz abscheulicher komplizierter Bruch vorliege. Er erklärte vollkommen kühl, es tue ihm leid, aber das Spital sei nur für operative chirurgische Fälle bestimmt, und da die Patientin keine Gangrän habe, müsse sie noch am selben Abend nach Hiroshima zurück. Aber dann mass der Arzt ihre Temperatur, und entschloss sich, sie dazulassen.

An jenem Tag, dem 8. August, ging Pater Cieslik in die Stadt, um nach Fukai zu sehen, dem japanischen Sekretär der Diözese, der unfreiwillig auf Pater Kleinsorges Rücken

aus der brennenden Stadt geritten und dann wie verrückt wieder zurückgelaufen war. Pater Cieslik begann seine Jagd in der Umgebung der Sakai-Brücke, wo Fukai zuletzt von den Jesuiten gesehen worden war. Er ging zum östlichen Exerzierplatz, dem Evakuierungsgebiet, wohin der Sekretär sich begeben haben mochte, und suchte dort unter den Verwundeten und Toten. Er ging zur Polizei und erkundigte sich nach dem Vermissten. Er vermochte keine Spur des Mannes finden. Als er am selben Abend ins Noviziat zurückkehrte, erzählte der Student der Theologie, der in der Mission mit Fukai das Zimmer geteilt hatte, dass der Sekretär einmal während eines Fliegeralarms nicht lange vor der Bombe, ihm gegenüber geäußert habe: «Japan stirbt. Wenn hier in Hiroshima ein richtiger Fliegerangriff stattfindet, dann will ich mit dem Vaterland sterben.» Daraus schlossen die Priester, Fukai sei zurückgelaufen, um sich selbst in den Flammen zu opfern. Sie haben ihn niemals wiedergesehen.

Im Roten-Kreuz-Spital arbeitete Dr. Sasaki drei Tage in einem Zug, ohne mehr als eine Stunde Schlaf. Am zweiten Tag fing er an, die schlimmsten Schnittwunden zu vernähen, und er nähte die ganze folgende Nacht und den ganzen

folgenden Tag, Viele Wunden waren vereitert. Glücklicherweise hatte jemand einen intakten Vorrat an Narucupon, einem Beruhigungsmittel japanischer Erzeugung, gefunden, und Dr. Sasaki verabreichte es vielen, die Schmerzen litten,

Unter dem Personal war davon die Rede, dass es mit der grossen Bombe seine besondere Bewandnis haben müsse, weil der stellvertretende Chef des Krankenhauses, als er am zweiten Tag in das Kellergeschoss hinunterging, in das Gewölbe, in dem die Röntgenplatten aufbewahrt wurden, alle Platten an Ort und Stelle belichtet fand, Am selben Tag kam aus der Stadt Yamaguchi ein neuer Arzt mit zehn Krankenschwestern mit Verbandzeug und antiseptischen Mitteln, und am dritten Tag kamen aus Matsue noch ein Arzt und weitere zwölf Krankenschwestern, aber nun waren es noch immer nur acht Ärzte für zehntausend Patienten, Am Nachmittag des dritten Tages wurde Dr. Sasaki, der von seiner unreinlichen Näharbeit völlig erschöpft war, von der Vorstellung gepeinigt, dass seine Mutter glaube, er sei tot, Er bekam Urlaub, um nach Mukaihara zu fahren, Er ging zu Fuss nach den ersten Vorstädten hinaus, jenseits deren der elektrische Bahnverkehr noch funktionierte, und erreichte sein Heim spät abends.

Die Mutter sagte, sie habe längst gewusst, dass er wohlbehalten sei – eine verwundete Krankenschwester habe sie besucht, um es ihr zu erzählen. Er legte sich zu Bett und schlief siebzehn Stunden.

Am 8. August betrat jemand vor Tagesanbruch das Zimmer des Noviziats, in dem Pater Kleinsorge zu Bett lag, langte hinauf zu der herabhängenden Glühlampe und drehte das Licht an. Die plötzliche Lichtflut, die in Pater Kleinsorges leisen Schlaf einbrach, veranlasste ihn, auf eine neue Katastrophe gefasst, aus dem Bett zu springen. Als er sich bewusst wurde, was geschehen war, lachte er verwirrt und legte sich wieder zu Bett. Dort blieb er den ganzen Tag.

Der 9. August fand Pater Kleinsorge noch immer müde. Der Rektor sah sich seine Schnittwunde an und sagte, es lohne sich nicht, sie zu verbinden; wenn Pater Kleinsorge sie reinhielte, würden sie in drei bis vier Tagen verheilen. Pater Kleinsorge fühlte sich unbehaglich; er konnte noch nicht begreifen, was er mitgemacht hatte. Er hatte die Empfindung, er müsse auf den Schauplatz der grauenvollen Vorgänge, die er erlebt hatte, zurückkehren – als ob er eine furcht

bare Schuld auf sich geladen hätte. Er erhob sich aus dem Bett und ging in die Stadt. Eine Weile stöberte er in den Ruinen des Missionsgebäudes, fand aber nichts. Er begab sich nach dem Gelände zweier Schulen und fragte nach Bekannten. Er suchte nach einigen japanischen Katholiken der Stadt, fand aber nur eingestürzte Häuser. Dann wanderte er nach dem Noviziat zurück, betäubt und ohne neues Verständnis.

Am Morgen des 9. August, zwei Minuten nach elf Uhr, fiel die zweite Atombombe auf Nagasaki. Es dauerte mehrere Tage, bis die Überlebenden von Hiroshima erfuhren, dass sie Gesellschaft bekommen hatten; denn das japanische Radio und die Zeitungen drückten sich, wenn es sich um die rätselhafte Waffe handelte, überaus vorsichtig aus.

Am 9. August arbeitete Tanimoto noch immer im Park. Er ging in die Vorstadt Ushida, wo seine Frau bei Freunden wohnte, und holte ein Zelt, das er vor der Bombe dort verwahrt hatte. Er nahm es in den Park mit und stellte es auf als Schutz für Verwundete, die sich weder bewegen konnten noch transportfähig waren. Bei allem, was er im Park tat, fühlte er sich von der zwanzigjährigen Frau Kamai, seiner

früheren Nachbarin, die er am Tage der Explosion mit dem toten Kind im Arm gesehen hatte, dauernd beobachtet. Vier Tage lang hielt sie den kleinen Leichnam im Arm, obwohl er schon am zweiten Tag einen üblen Geruch zu verbreiten begann. Einmal setzte Tanimoto sich für eine Weile zu ihr, und da erzählte sie ihm, dass sie unter ihrem Haus verschüttet worden sei, mit dem Kind auf dem Rücken, und dass sie, als sie sich ausgegraben hatte, entdeckte, dass das Kind keine Luft habe, weil es den Mund voll Erde hatte. Mit dem kleinen Finger reinigte sie sorgfältig den Mund des Kleinen und eine Zeitlang atmete das Kind normal und schien ganz in Ordnung zu sein. Und dann war es plötzlich tot. Auch sprach Frau Kamai davon, was für ein prächtiger Mensch ihr Mann sei, und drängte Tanimoto wieder, er solle ihn suchen. Nun war aber Tanimoto schon am ersten Tag in der Stadt gewesen und hatte überall die furchtbar verbrannten Soldaten aus Kamais Quartier, dem lokalen Armeekommando von Chugoku, gesehen und wusste, dass es unmöglich sei, Kamai aufzufinden, selbst wenn er noch lebte. Aber das sagte er ihr selbstverständlich nicht. Sooft sie Tanimoto erblickte, fragte sie, ob er ihren Mann gefunden habe. Einmal versuchte er, anzudeuten, es wäre an der Zeit,

das Kind verbrennen zu lassen, aber Frau Kamai drückte es nur umso fester an sich. Er begann ihr aus dem Weg zu gehen, aber sooft er zu ihr hinsah, starrte sie ihn an, und ihre Augen stellten dieselbe Frage. Er versuchte, dem Blick auszuweichen, indem er ihr nach Möglichkeit den Rücken zuwandte.

Die Jesuiten nahmen etwa fünfzig Flüchtlinge in die schöne Kapelle des Noviziats auf. Der Rektor liess ihnen alle ärztliche Fürsorge zuteil werden, deren er fähig war – meistens handelte es sich um die Entfernung des Eiters. Alle Nakamuras wurden mit einer Decke und einem Moskitonetz versehen. Frau Nakamura und ihre jüngere Tochter hatten keinen Appetit und assen nichts. Ihr Sohn und die andere Tochter assen alles, was man ihnen anbot, um es wieder von sich zu geben. Am 10. August empfangen sie den Besuch einer Freundin, der Frau Osaki, die ihnen erzählte, ihr Sohn Hideo sei in der Fabrik, in der er arbeitete, bei lebendigem Leibe verbrannt. Dieser Hideo war für Toshio eine Art Heros gewesen, den er oft in der Fabrik aufgesucht hatte, um zuzusehen, wie er seine Maschine bediente. In jener Nacht erwachte Toshio mit einem Schrei. Er hatte geträumt, er sehe Frau Osaki samt ihrer Familie aus einer Öffnung im Erdbo-

den herauskommen, und dann sah er Hideo an seiner Maschine, einer grossen Maschine mit einem Treibriemen, und er selbst stand neben Hideo, und das war aus irgendeinem Grund erschreckend.

Am 10. August bat Pater Kleinsorge Pater Cieslik, er möge nachsehen, wie es Dr. Fujii gehe. Er hatte nämlich von jemandem gehört, dass Dr. Fujii verwundet sei und sich nach dem Sommerhause eines Freundes namens Okuma, im Dorfe Fukawa, begeben habe. Pater Cieslik ging zur Station Misasa, ausserhalb Hiroshimas, fuhr zwanzig Minuten mit der elektrischen Bahn und ging dann zu Fuss in furchtbarer Sonnenhitze anderthalb Stunden zu Okumas Haus, das am Ufer des Flusses Ota am Fuss eines Berges gelegen war. Er fand Dr. Fujii, mit einem Kimono bekleidet, in einem Fauteuil sitzend und damit beschäftigt, sich Kompressen auf sein gebrochenes Schlüsselbein zu legen. Der Arzt erzählte Pater Cieslik, dass er seine Brille verloren habe und dass ihn die Augen plagten. Er zeigte dem Priester gewaltige blaue und grüne Streifen, wo die Balken ihn gequetscht hatten. Er bot dem Jesuitenpater erst eine Zigarette an und dann ein Glas Whisky, obwohl es erst elf Uhr vormittags war. Pater Cieslik wollte Dr. Fujii gefällig sein und willigte ein. Ein

Diener brachte Suntory-Whisky, und die drei Herren – der Jesuit, der Arzt und der Hausherr – unterhielten sich auf Angenehmste. Herr Okuma hatte auf Hawaii gelebt und wusste allerlei von den Amerikanern zu erzählen. Dr. Fujii sprach über die Katastrophe. Er sagte, Okuma sei mit einer Krankenschwester in die Ruinen seines Sanatoriums gegangen und sie wären mit einer kleinen Kasette zurückgekommen, die er in seinem Luftschutzraum verwahrt habe. Diese Kasette enthielt chirurgische Instrumente, und Dr. Fujii gab Pater Cieslik einige Scheren und Pinzetten für den Rektor des Noviziats mit. Pater Cieslik hatte etwas auf dem Herzen und konnte es kaum erwarten, es an den Mann zu bringen; aber er geduldete sich, bis das Gespräch von selbst auf das Mysterium der Bombe kam. Dann sagte er, er wisse, was für eine Bombe es war, er habe das Geheimnis von der zuverlässigsten Stelle, von einem japanischen Journalisten, der zufällig ins Noviziat gekommen sei. Die Bombe also war keine Bombe. Es war eine Art feinen Magnesiumpulvers, das von einem einzelnen Flugzeug über die ganze Stadt zerstäubt wurde, und als es mit den stromführenden Drähten des städtischen Kraftnetzes in Berührung kam, explodierte es. «Das heisst», sagte Dr. Fujii, den die Erklärung, da sie ja

von einem Journalisten herrührte, vollauf befriedigte, «dass so etwas nur auf grosse Städte abgeworfen werden kann und nur bei Tage, wenn die Strassenbahnen und dergleichen in Betrieb sind.»

Nachdem er fünf Tage lang die Verwundeten im Asanopark betreut hatte, kehrte Tanimoto am 11. August zu seiner Pfarrei zurück und grub in den Ruinen herum. Er barg einige Aufzeichnungen und Kirchenlisten, die in gebundenen Büchern enthalten und an den Kanten versengt waren, sowie einige Küchengeräte und Töpfe. Während er noch damit beschäftigt war, kam ein Fräulein Tanaka und sagte ihm, ihr Vater habe nach ihm gefragt. Tanimoto mochte aus guten Gründen ihren Vater, den pensionierten Reedereibeamten, nicht leiden, er war, obgleich er von seiner Wohltätigkeit viel Wesens machte, ein bekannt egoistischer und rücksichtsloser Mensch und hatte erst wenige Tage vor der Bombe öffentlich zu mehreren Leuten geäussert, Tanimoto sei ein amerikanischer Spion. Zu wiederholten Malen hatte er das Christentum verspottet und es unjapanisch genannt. In dem Zeitpunkt, da die Bombe fiel, befand Tanaka sich auf der Strasse vor der Radiostation der Stadt.

Er erlitt ernste Verbrennungen, konnte aber allein nach Hause gehen. Er suchte im Schutzraum der Bezirksvereinigung Zuflucht und machte von dort aus alle Anstrengungen, ärztliche Hilfe zu bekommen. Er glaubte, es müssten alle Ärzte Hiroshimas zu ihm gelaufen kommen, weil er so reich war und so berühmt dafür, dass er Wohltätigkeit übte. Als kein einziger kam, machte er sich wütend auf, um einen Arzt zu suchen. Auf den Arm seiner Tochter gestützt, ging er von einer Privatklinik zur andern, aber alle lagen in Trümmern, und er kehrte zurück und legte sich wieder im Schutzraum hin. Jetzt war er sehr schwach und wusste, dass es ans Sterben ging. Er war bereit, von welcher Religion immer den letzten Trost zu empfangen.

Tanimoto ging, um ihm beizustehen. Er stieg in den gruftartigen Schutzkeller hinab, und als sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er Tanaka, dessen Gesicht und Arme gedunsen und von Blut und Eiter bedeckt, dessen geschwollene Augen geschlossen waren. Der Alte verbreitete einen höchst üblen Geruch und stöhnte unaufhörlich. Er schien Tanimotos Stimme zu erkennen. An der Treppe des Schutzraumes stehend, um etwas Licht zu bekommen, las Tanimoto aus einer Taschenbibel in japanischer Sprache laut vor:

«Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lassest die Menschen dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt. Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahinquämen. Denn unsre Missetaten stellst du vor dich, unsre unerkannten Sünden ins Licht vor deinem Angesicht. Darum fahren alle unsre Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz.. ..»

Während Tanimoto den Psalm vorlas, starb Tanaka.

Am 11. August gelangte in das Militärspital Ninoshima die Nachricht, dass am gleichen Tage eine grosse Zahl verwundeter Militärpersonen aus dem Bezirks-Armeekommando Chugoku auf der Insel eintreffen würden, und dass man es für notwendig erachte, alle zivilen Patienten zu evakuieren. Fräulein Sasaki, die noch immer beunruhigend hohes Fieber hatte, wurde auf ein grosses Schiff gebracht. Sie lag draussen auf dem Deck, ein Kissen unter dem Bein.

lieber das Deck waren Persenninge gespannt, aber der Kurs des Schiffes brachte es mit sich, dass sie in der Sonne zu liegen kam. Sie hatte die Empfindung, als läge sie unter einem Brennglas. Eiter sickerte aus ihrer Wunde, und bald war das ganze Kissen damit bedeckt. In Hatsukaichi, einer Stadt, die einige Meilen südwestlich von Hiroshima lag, wurde sie an Land gebracht und in die Volksschule zur Göttin der Gnade geschafft, einer Schule, die man in ein Spital verwandelt hatte. Dort lag sie mehrere Tage, bis aus Kobe ein Spezialist für Knochenbrüche kam. Zu dieser Zeit war das Bein gerötet und bis zur Hüfte geschwollen. Der Doktor erklärte, er könne die Brüche nicht einrichten. Er machte einen Einschnitt und führte eine Gummiröhre ein, um dem Eiter Abfluss zu verschaffen.

Die mutterlosen Kinder Kataoka waren untröstlich. Pater Cieslik gab sich grösste Mühe, sie abzulenken. Er gab ihnen Rätsel auf. «Welches ist das gescheiteste Tier auf Erden?» fragte er, und nachdem das dreizehnjährige Mädchen geraten hatte: der Affe, der Elefant, das Pferd, sagte er: «Nein, es muss das Nilpferd sein», denn im Japanischen heisst dieses Tier «kaba», was die Umkehrung von «baka»,

dumm, ist. Er erzählte biblische Geschichten, in chronologischer Ordnung bei der Schöpfung beginnend. Er zeigte ihnen ein Album mit Photos aus Europa. Trotzdem weinten sie die meiste Zeit nach der Mutter.

Einige Tage später machte Pater Cieslik sich auf, um die Familie der Kinder zu suchen. Zunächst erfuhr er durch die Polizei, dass ein Onkel bei der Behörde von Kure, einer nicht weit entfernten Stadt, gewesen sei, um sich nach den Kindern zu erkundigen. Nachher hörte er, dass ein älterer Bruder durch das Postamt von Ujina, einer Vorstadt von Hiroshima, nachgeforscht habe. Und wieder erfuhr er, dass die Mutter am Leben sei und sich auf der Insel Goto, ausserhalb Nagasakis, aufhalte. Und schliesslich gelangte er, indem er das Postamt von Ujina im Auge behielt, mit dem Bruder in Kontakt und schickte die Kinder ihrer Mutter zurück.

Etwa eine Woche nach dem Abwurf der Bombe gelangte nach Hiroshima ein unbestimmtes, unverständliches Gerücht: die Stadt sei zerstört worden durch die Energie, die frei werde, wenn man Atome irgendwie in zwei Teile spalte. Bei diesem mündlich weitergegebenen Bericht wurde die Waffe «genshi bakudan» genannt, ein Ausdruck,

dessen Bestandteile sich am ehesten übersetzen lassen als «Original Kinderbombe». Niemand verstand, worum es sich handelte, und man brachte der Nachricht nicht mehr Glauben entgegen als jener vom pulverisierten Magnesium und ähnlichen Dingen. Man brachte Zeitungen aus anderen Städten, aber die beschränkten sich nach wie vor auf höchst allgemeine Feststellungen, etwa wie die Äusserung der Domei vom 12. August: «Man kann nicht umhin, die furchtbare Kraft dieser unmenschlichen Bombe zuzugeben.» Japanische Physiker hatten sich bereits mit Lauritsen-Elektroskopen und Neher-Elektrometern in die Stadt begeben – sie verstanden nur allzugut, worum es sich handelte.

Am 12. August gingen die Nakamuras, alle noch ziemlich krank, nach der nahegelegenen Stadt Kabe und fanden bei Frau Nakamuras Schwägerin Unterkunft. Am nächsten Tag kehrte Frau Nakamura, obwohl sie noch zu leidend war, um längere Strecken zu gehen, allein nach Hiroshima zurück. Bis zur Peripherie benutzte sie die elektrische Strassenbahn, und von dort ging sie zu Fuss. Die ganze Woche im Noviziat hatte sie sich um ihre Mutter, ihren Bruder und um eine ältere Schwester gesorgt, die in dem Stadtteil Fukuro gelebt hatten, und ausserdem wurde sie. Wie es auch

bei Pater Kleinsorge der Fall gewesen, durch einen unwiderstehlichen Trieb hingezogen.

Sie stellte fest, dass ihre ganze Familie tot war. Sie kehrte so verwirrt und deprimiert von allem, was sie in der Stadt gesehen und gehört hatte, nach Kabe zurück, dass sie an jenem Abend nicht sprechen konnte.

Im Roten-Kreuz-Spital begann schliesslich wieder ein einigermaßen geordneter Betrieb. Dr. Sasaki, von seinem Erholungsurlaub zurückgekehrt, machte sich daran, seine Patienten, die noch immer überall umherlagen, sogar auf den Treppen, zu klassifizieren. Das Personal räumte allmählich den Schutt fort. Und, was das Wichtigste war: die Krankenschwestern und Pfleger fingen an, die Leichen fortzuschaffen. Die Betreuung der Toten, die anständige Verbrennung und die Verwahrung der Asche, auf erlegt dem Japaner grössere moralische Verantwortung als die angemessene Sorge für die Lebenden. Die meisten Toten des ersten Tages im Krankenhaus und in dessen Umgebung wurden von den Angehörigen agnosziert. Vom zweiten Tage an wurde, sobald ein Patient im Sterben lag, ein Zettel mit seinem Namen an seinen Kleidern befestigt. Die Bestattungsabteilung

trug die Leichen hinaus auf einen freien Platz, legte sie auf Scheiterhaufen, die aus dem Holz zerstörter Häuser geschichtet wurden, verbrannte sie, tat etwas von der Asche in Kuverts, die für belichtete Röntgenplatten bestimmt waren, schrieben den Namen des Verstorbenen darauf und ordnete sie, sauber und respektvoll, in Stößen in der Hauptkanzlei. In wenigen Tagen füllten die Kuverts eine ganze Seite des improvisierten Totenschreins.

Am Morgen des 15. August hörte der zehnjährige Toshio Nakamura hoch über sich ein Flugzeug. Er lief ins Freie und stellte mit geschultem Auge fest, dass es ein B«29 war. «Da fliegt Mr. schrie er.

Einer seiner Angehörigen rief zu ihm hinaus: «Hast du noch nicht genug bekommen von Mr. B.?»

Die Frage hatte etwas Symbolisches. In fast genau demselben Augenblick hörte man die matte, verzagte Stimme Hirohitos, des Kaisers Tenno, zum ersten Mal in der Geschichte im Radio sprechen: «Nach reiflicher Erwägung der allgemeinen Weltlage und der heute in Unserem Kaiserreich herrschenden Verhältnisse, haben Wir Uns entschlossen, die gegenwärtige Situation zu klären, indem Wir zu einer ausserordentlichen Massnahme greifen .. »

Frau Nakamura war wieder in die Stadt gegangen, um etwas Reis, den sie im Luftschutzraum ihrer Bezirksvereinigung vergraben hatte, auszugraben. Mit dem Reis fuhr sie Wieder nach Kabe. In der elektrischen Strassenbahn begegnete sie ganz zufällig ihrer jüngeren Schwester, die am Tag der Bombe nicht in Hiroshima gewesen war.

«Hast du die letzte Neuigkeit gehört?» fragte die Schwester.

«Welche Neuigkeit?»

«Der Krieg ist zu Ende.»

«Sprich nicht solche Dummheiten, Schwester!»

«Aber ich hab' es selber im Radio gehört.» Und dann flüsternd: «Es war die Stimme des Kaisers.»

«Ohr sagte Frau Nakamura. (Mehr brauchte es nicht, um in ihr den Glauben zu vernichten, Japan habe, trotz der Atombombe, noch eine Chance, den Krieg zu gewinnen).
«Ja, dann ...°

Einige Zeit später beschrieb Tanimoto in einem Brief an einen Amerikaner die Ereignisse jenes Morgens. «Am Ende des Krieges ereignete sich das Wunderbarste in unserer Geschichte. Unser Kaiser sandte seine Stimme durch das Radio direkt zu uns, zu dem gemeinen Volk Japans. Am 15. Au-

gust sagte man uns, es würde eine Nachricht von höchster Bedeutung zu hören sein, und wir sollten alle zuhören. Ich ging also zum Bahnhof von Hiroshima. In den Ruinen des Bahnhofs war ein Lautsprecher angebracht. Viele Zivilpersonen, alle mit Verbänden, manche von ihren Töchtern mit der Schulter gestützt, manche mit Stöcken die verletzten Beine entlastend, hörten die Sendung mit an, und als sie begriffen, dass es der Kaiser war, traten ihnen die Tränen in die Augen: ‚Welch wunderbarer Segen ist es, dass Tenno selbst zu uns spricht, dass wir seine persönliche Stimme hören können! Dieses grosse Opfer beglückt uns ausserordentlich? Als sie erfuhren, dass der Krieg beendet sei, das heisst, dass Japan besiegt sei, waren sie natürlich tief enttäuscht, aber sie folgten dem Befehl ihres Kaisers mit ruhigen Sinnen und brachten ohne Schwanken das Opfer für den dauernden Frieden der Welt. Japan trat seinen neuen Weg an?‘

HEIDEKORN UND FIEBERKRAUT

Am 18. August, zwölf Tage nach der Explosion der Bombe, machte Pater Kleinsorge sich vom Noviziat zu Fuss auf den Weg nach Hiroshima, das Kofferchen aus Papiermache in der Hand. Er glaubte, dass dieses Kofferchen, in dem er seine Wertgegenstände verwahrte, die Eigenschaft eines Talismans besitze, und zwar in Erinnerung an dessen Auffindung nach der Explosion – es hatte im Eingang seines Zimmers gestanden, mit dem Griff nach oben, während der Schreibtisch, unter dem er es vorher verborgen hatte, in Splittern auf dem ganzen Boden verstreut war. Nun benutzte er es, um die dem Jesuitenorden gehörigen Gelder in die Filiale der Specie-Bank von Yokohama zu tragen, die ihre Tätigkeit in ihrem halbzerstörten Gebäude schon wieder aufgenommen hatte. Im grossen und ganzen fühlte er sich an jenem Morgen recht wohl. Die kleinen Schnittwunden, die er erlitten hatte, waren freilich nicht in drei, vier Tagen geheilt, wie der Rektor des Noviziates ihm

bei der Untersuchung aufs Bestimmteste versprochen hatte, aber Pater Kleinsorge hatte sich eine Woche lang gut ausgeruht und war der Ansicht, dass er wieder für harte Arbeit tauglich sei. Jetzt war er schon an die grauenvolle Szenerie gewöhnt, die er auf dem Weg in die Stadt durchwanderte: das von braunen Streifen unterbrochene Reisfeld in der Nähe des Novizates: die Häuser an der Peripherie der Stadt, noch aufrecht stehend, aber dem Einsturz nahe, mit zerbrochenen Fenstern und verwüstetem Ziegeldach. Und dann, ganz unvermittelt, die vier Quadratmeilen eines rötlich-braunen Wundmals, auf denen fast alles zu Boden getreten und verbrannt war; Reihen um Reihen eingestürzter Stadtquartiere, aus denen da und dort auf einem Aschen- und Ziegelhaufen ein roh gemaltes Schild emporrage – «Schwester, wo bist du?» oder: «Alle wohlbehalten, sind in Toyosaka» –; nackte Bäume und umgestürzte Telephonmaste, die wenigen noch stehenden, ausgeweideten Gebäude, die die Einebnung alles anderen nur betonten, so das Museum für Wissenschaft und Industrie, dessen Kuppel, wie zu einer Obduktion, bis auf das Stahlskelett blossgelegt war, das moderne Gebäude der Handelskammer, dessen Turm nach der Bombe ebenso kühl, starr und unangreifbar

dastand wie zuvor, das riesige, tiefgelegene, camouflierte Rathaus, die Reihe schäbiger Bankhäuser, Symbole des erschütterten wirtschaftlichen Systems; und auf den Strassen ein makabrer Verkehr – Hunderte von zerschlagenen Fahrrädern, Gehäuse von Strassenbahnwagen und Autos, alle mitten in der Bewegung zum Stehen gebracht.

Pater Kleinsorge war überwältigt von dem Gedanken, dass all die Verwüstung, die er sah, von einer einzigen Bombe in einem einzigen Augenblick angerichtet worden war. Als er das Zentrum der Stadt erreichte, war es sehr warm geworden. Er ging zur Bank von Yokohama, die ihr Geschäft in einer provisorischen Holzbude, im Erdgeschoss des Gebäudes betrieb, deponierte das Geld, begab sich nach dem Komplex der Mission, um noch einmal einen Blick auf den Trümmerhaufen zu werfen, und machte sich dann auf den Rückweg zum Noviziat. Etwa auf halbem Wege beunruhigten ihn eigentümliche Empfindungen. Das gewissermaßen magische Köfferchen, das jetzt leer war, erschien ihm plötzlich furchtbar schwer. Seine Knie wurden schwach. Er fühlte qualvolle Müdigkeit. Mit dem Aufwand aller Willensstärke gelang es ihm, das Noviziat zu erreichen. Er hielt es nicht der Mühe wert, den anderen Jesuiten

gegenüber etwas von seiner Schwäche zu erwähnen. Als er aber ein paar Tage später die Messe lesen wollte, hatte er einen Ohnmachtsanfall, konnte auch nach drei Versuchen den Gottesdienst nicht zu Ende führen, und am nächsten Morgen fragte der Rektor, der Pater Kleinsorges offenbar geringfügige, aber noch nicht geheilten Schnittwunden täglich untersuchte, verwundert: «Was haben Sie mit Ihren Wunden gemacht?» Sie hatten sich plötzlich erweitert, waren angeschwollen und entzündet.

Als Frau Nakamura sich am Morgen des 20. August in der Wohnung ihrer Schwägerin in Kabe, nicht weit von Nagatsuka frisierete, bemerkte sie, dass in ihrem Kamm eine Handvoll Haare geblieben war. Frau Nakamura hatte weder Schnittwunden noch Verbrennungen erlitten; allerdings hatte sie die ganze Woche, die sie mit ihren Kindern als Gast des Paters Kleinsorge und der andern katholischen Priester im Noviziat zugebracht hatte, unter Übelkeiten zu leiden. Als sie zum zweiten Mal mit dem Kamm durchs Haar fuhr, passierte das gleiche, und sie hörte sofort auf, sich zu kämmen. Aber im Laufe der nächsten drei, vier Tage fiel das Haar von selbst aus, und sie wurde vollkommen kahl. Sie verliess das Haus nicht und lebte sozusagen ver-

borgen. Am 26. August erwachten sie und ihre jüngere Tochter Myeko mit einem ausserordentlichen Schwäche- und Müdigheitsgefühl, und sie blieben auf ihren Bettrollen liegen. Ihr Sohn und die zweite Tochter, die alle Erlebnisse mit ihr geteilt hatten, fühlten sich wohl.

Ungefähr um dieselbe Zeit – er arbeitete so angestrengt an der Errichtung einer provisorischen Andachtsstätte in einem Privathaus, das er am Stadtrand gemietet hatte, dass er vergass, die Tage zu zählen – wurde Tanimoto plötzlich von allgemeinem Übelbefinden, von Müdigkeit und Fieber befallen, und auch er legte sich auf die Bettrolle auf dem Fussboden des halbzerstörten Hauses eines Freundes der Vorstadt Ushida.

Diese vier Menschen waren, ohne sich dessen bewusst zu sein, von der seltsamen, launenhaften Krankheit befallen, die später als Strahlungskrankheit bekannt wurde.

Fräulein Sasaki lag mit dauernden Schmerzen in der Volksschule zur Göttin der Gnade in Hatsukaichi, der vierten Station der elektrischen Bahn, die von Hiroshima nach Südwesten führte. Eine innere Infektion verhinderte noch immer

das ordentliche Einrenken des komplizierten Bruches am linken Unterschenkel Ein junger Mann, der sich im selben Krankenhaus befand und zu Fräulein Sasaki, trotzdem sie in ihrem leidenden Zustand eingesponnen war, Zuneigung fasste oder sie auch nur bemitleidete, lieh ihr die japanische Übersetzung eines Buches von Maupassant; sie versuchte, die Geschichten zu lesen, war aber nicht imstande, sich länger als fünf Minuten hintereinander zu konzentrieren.

In den ersten Wochen nach der Bombe waren die Spitäler und Hilfsstationen um Hiroshima so überfüllt, und das Personal wechselte infolge seines Gesundheitszustandes und der nicht vorherzusehenden Ankunft auswärtiger Hilfe so häufig –, dass die Patienten unaufhörlich von einem Ort zum andern übersiedelt werden mussten. Fräulein Sasaki, die schon dreimal transportiert worden war, zweimal zu Schiff, wurde Ende August in eine technische Schule, auch in Hatsu-kaichi, gebracht. Da ihr Bein nicht besser wurde, sondern immer mehr und mehr anschwell, schienten die Ärzte es provisorisch und führten Fräulein Sasaki in einem Auto am 9. September ins Rote-Kreuz-Spital zu Hiroshima. Dabei hatte sie zum ersten Mal Gelegenheit, die Ruinen von Hiroshima zu sehen, denn als man sie letztes Mal durch die Strassen der Stadt transpor-

tierte, war sie halb ohnmächtig. Obwohl man ihr die Verwüstung beschrieben hatte, und obgleich sie noch immer Schmerzen litt, erschreckte und betäubte sie der Anblick. Von den Dingen, die sie sah, liess ihr *eines* besonders kalte Schauer über den Rücken laufen. Über allem, über den Trümmern der ganzen Stadt, im Rinnstein, längs der Flussufer, auf Ziegel- und Blechdächern, auf verkohlten Baumstämmen, über allem lag eine Decke von frischem, lebhaftem, saftigem, optimistischem Grün – es wuchs sogar aus den Fundamenten zerstörter Häuser empor. Schon verbarg das Unkraut die Asche, und wilde Blumen blühten aus dem Skelett der Stadt. Die Bombe hatte die unterirdischen Organe der Pflanzen nicht nur verschont – sie hatte ihr Wachstum angeregt. Überall sah man die spitzen Yuccablätter, Gänsefuss, Schwertlilien, Bohnen mit behaarten Früchten, Portulak und Sesam und Heidekorn und Fieberkraut. Besonders in einem Kreis des Zentrums wucherte die Sennespflanze in ausserordentlicher Erneuerung; sie stand nicht nur zwischen den Resten der gleichen Pflanze, sondern sandte ihre Triebe auch an neuen Stellen empor, zwischen Ziegelsteinen und durch die Risse des Asphalts. Man hatte den Eindruck, als wäre zugleich mit der Bombe eine Ladung Sennessamen mitabgeworfen worden.

Im Roten-Kreuz-Spital wurde Fräulein Sasaki der Obhut des Dr. Sasaki anvertraut. Jetzt, einen Monat nach der Explosion, war in dem Krankenhaus wieder etwas wie Ordnung hergestellt worden, das heisst, dass die Patienten, die noch in den Korridoren lagen, wenigstens Matten zum Schlafen hatten, und dass der Vorrat an Medikamenten, die in den ersten Tagen ausgegeben worden waren, durch freilich unzulängliche Beiträge aus anderen Städten ersetzt waren. Dr. Sasaki, der in der dritten Nacht zu Hause siebzehn Stunden geschlafen hatte, schlief seither jede Nacht nicht mehr als etwa sechs Stunden auf einer Matte im Spital. Sein sehr kleiner Körper hatte zehn Kilogramm an Gewicht verloren. Noch immer trug er die geliehenen Augengläser.

Da Fräulein Sasaki eine Frau und dazu so krank war (und vielleicht auch, weil sie Sasaki hiess, wie der Arzt später zugegab), legte Dr. Sasaki sie auf eine Matte in einem halbprivaten Zimmer, das zu jener Zeit nur acht Menschen beherbergte. Er fragte sie aus und schrieb alles auf die Krankenkarte, und zwar in dem korrekten Deutsch, in welchem er all seine Eintragungen machte: «Mittelgrosse Patientin in gutem Ernährungszustand. Fraktur am linken Unterschenkelkno-

chen mit Wunde; Anschwellung in der linken Unterschenkel-
gend. Haut und sichtbare Schleimhäute mässig durchblutet
und kein Oedema.» Ferner notierte er, dass die sichtbaren
Schleimhäute dicht mit sogenannten Peteschen übersät seien,
das heisst mit Blutaustritten in der Grösse von Reiskörnern
oder sogar von Sojabohnen, dass Kopf, Augen, Lungen und
Herz augenscheinlich normal seien, und dass sie fiebere. Er
wollte den Bruch einrichten und einen Gipsverband anlegen,
aber der Gips war ihm schon lange ausgegangen, und er
musste es dabei bewenden lassen, die Patientin ausgestreckt
auf eine Matte zu legen, ihr Aspirin gegen das Fieber, intra-
venöse Glukoseeinspritzungen und Diastase gegen die Unter-
ernährung zu verschreiben. (Letztere hatte er in den Kranken-
bericht gar nicht aufgenommen, da jedermann darunter litt.)
Von all den merkwürdigen Symptomen, die viele seiner Pati-
enten jetzt zu zeigen begannen, wies Fräulein Sasaki nur ei-
nes auf: die Blutaustritte in Flecken.

Dr. Fujii war noch immer von Pech verfolgt, das auch dies-
mal mit einem Fluss zusammenhing. Er wohnte im Sommer-
haus des Herrn Okuma in Fukawa. Dieses Haus klebte am
Steilufer des Ota. Seine Verletzungen schienen hier gute Fort-

schritte zu machen, und er begann sogar schon, Flüchtlinge zu behandeln, die aus der Nachbarschaft zu ihm kamen. Hierbei bediente er sich ärztlicher Behelfe, die er aus einem Versteck in der Vorstadt geborgen hatte. An manchen seiner Patienten bemerkte er ein merkwürdiges zeitliches Zusammentreffen von Symptomen, die in der dritten und vierten Woche auftraten, konnte aber nicht mehr tun, als Verletzungen und Brandwunden zu verbinden. Anfang September begann es zu regnen, andauernd und in grossen Mengen. Der Fluss stieg. Am 17. September folgte ein Wolkenbruch und dann ein Orkan, und das Wasser stieg immer höher und höher das Ufer hinan. Okuma und Dr. Fujii wurden ängstlich und kletterten den Berg hinauf zu einem Bauernhaus. (Unten in Hiroshima setzte die Flut das Werk fort, das die Bombe begonnen hatte: sie schwemmte Brücken weg, die die Explosion überlebt hatten, wusch die Strassen aus, unterminierte die Fundamente der noch stehenden Häuser, und zehn Meilen weiter westlich rutschte das Militärspital von Ono, in welchem eine Gruppe von Sachkundigen der Kaiserlichen Universität von Kyoto die nachträglich auftretenden Krankheiten der Patienten studierte, ganz plötzlich über einen

schönen, von dunklen Föhren bestandenen Berghang hinunter in den Binnensee, wobei die meisten Forscher und ihre Patienten mit der geheimnisvollen Krankheit ertranken. Nach dem Sturm gingen Dr. Fujii und Okuma zum Fluss hinunter, um zu entdecken, dass das Haus des Herrn Okuma vollkommen weggespült war.

Weil nun so viele Menschen fast einen Monat nach der Atombombe plötzlich erkrankten, kam ein peinliches Gerücht in Umlauf, das seinen Weg auch in das Haus zu Kabe fand, wo Frau Nakamura kahl und krank darniederlag. Es hiess, dass die Atombombe auf Hiroshima eine Art Gift abgelagert habe, das sieben Jahre lang tödliche Emanationen aussende, so lange könne niemand die Stadt betreten. Darüber regte sich besonders Frau Nakamura auf, die sich erinnerte, am Morgen der Explosion in einem Augenblick der Verwirrung ihr einziges Erwerbsgerät, die Sankoku-Nähmaschine, in dem kleinen Wassertank vor den Trümmern ihres Hauses buchstäblich versenkt zu haben. Jetzt wird niemand hingehen und sie herausfischen können. Frau Nakamura und ihre Verwandten hatten bereits resigniert und waren gegen die Folgen der Atombombe gleichgültig geworden, aber dieses neu auftauchende Gerücht erweckte in ihnen mehr Hass

und Groll gegen Amerika, als sie den ganzen Krieg hindurch empfunden hatten.

Japanische Physiker, die eine Menge über die Atomspaltung wussten – einer von ihnen besass ein Cyclotron –, machten sich Sorgen wegen der nachwirkenden Strahlungen in Hiroshima, und Mitte August, wenige Tage nach Präsident Trumans Enthüllung über die Art der abgeworfenen Bombe, begaben sie sich in die Stadt, um Untersuchungen anzustellen. Als erstes, versuchten sie annähernd das Zentrum festzustellen, indem sie beobachteten, auf welcher Seite die Telefonmasten rings um den Mittelpunkt der Stadt versengt waren. Sie begannen beim Torweg des Gokoku«Tempels, unmittelbar neben dem Exerzierplatz des Bezirks«Hauptquartiers Chugoku. Von dort gingen sie in nördlicher und südlicher Richtung mit Lauritsen«Elektroskopen weiter, die sowohl gegen Betateilchen wie gegen Alphastrahlen empfindlich sind. Die Elektroskope zeigten an, dass die stärkste Radioaktivität in der Nähe des genannten Torwegs 4,2mal so gross war als die durchschnittliche natürliche Emanation von ultrakurzen Wellen aus der Erde jener Gegend. Die Wissenschaftler stellten fest, dass der Blitz der Bombe bei Beton eine Verfärbung ins Rötliche hervorgerufen, die Oberfläche

von Granit abgeschält, gewisse andere Baumaterialien versengt und dass an manchen Stellen die Bombe Abdrücke des von ihrem Licht geworfenen Schattens hinterlassen hatte. Die Sachverständigen fanden zum Beispiel, dass sich ein solcher Schatten auf dem Dach des Gebäudes der Handelskammer abzeichnete – 220 Yards vom annähernden Mittelpunkt entfernt –, und zwar war dies der Schatten des rechteckigen Turmes. Sie fanden mehrere solcher Schatten auf dem Beobachtungsposten auf der Spitze der Hypothekenbank (2.050 Yards), einen weiteren auf dem Turm der Elektrizitätswerke von Chugoku (800 Yards), einen, der vom Hebel einer Gaspumpe geworfen war (2.630 Yards), und schliesslich mehrere auf granitene Grabsteinen im Tempelbezirk Gokoku (385 Yards). Durch Triangulierung dieser und anderer solcher Schatten mit dem Gegenstand, von dem sie geworfen worden waren, kamen die Wissenschaftler zu dem Resultat, dass das genaue Zentrum ein Punkt war, der hundertfünfzig Yards südlich des oben genannten Torweges und wenige Yards südöstlich eines Trümmerhaufens lag, an dessen Stelle früher das Shima-Spital gestanden hatte. (Einige verschwommene menschliche Silhouetten wurden gefunden, und diese gaben Anlass zu Geschichten, die sich aus Phanta-

sie und exakten Details zusammensetzten. Eine dieser Geschichten wusste zu berichten, dass ein Anstreicher, der auf einer Leiter stand, in einer Art Basrelief auf der Steinfassade des Bankgebäudes, an dem er eben arbeitete, verewigt wurde, wie er eben den Pinsel in den Farbeimer tauchte. Eine andere erzählt, wie ein Mann an der Brücke beim Museum für Wissenschaft und Industrie, fast genau unter dem Zentrum der Explosion, mit seinem Karren in einem eingemeisselten Schatten festgehalten wurde, aus dem man erkennen konnte, dass der Mann im Begriffe stand, sein Pferd zu schlagen. Östlich und westlich von dem tatsächlichen Zentrum ausgehend, machten die Gelehrten Anfang September neuerliche Messungen, und diesmal fanden sie, dass die stärkste Strahlung das 3,9fache der natürlichen Emanation betrug. Da jedoch mindestens das Tausendfache der natürlichen Emanation erforderlich wäre, um ernstliche Wirkungen auf den menschlichen Körper zu üben, erklärten die Wissenschaftler, dass man Hiroshima ohne die geringste Gefahr betreten könne.

Sobald diese beruhigende Nachricht das Haus erreichte, in dem Frau Nakamura sich versteckt hielt – jedenfalls bald nachdem ihr Haar wieder zu wachsen begonnen hatte –, mässigte ihre ganze Familie den erbitterten Hass auf Ameri-

ka, und Frau Nakamura schickte ihren Schwager, um nach der Nähmaschine zu sehen. Sie lag noch immer in dem Wassertank, und als er sie nach Hause brachte, sah Frau Nakamura zu ihrer Verzweiflung, dass die Maschine gänzlich verrostet und unbrauchbar war.

Gegen Ende der ersten Septemberwoche lag Pater Kleinsorge mit 39 Grad Fieber im Noviziat zu Bett, und da sein Zustand sich zu verschlimmern schien, beschlossen seine Kollegen, ihn ins Katholische Internationale Spital zu Tokyo zu schicken. Pater Cieslik und der Rektor brachten ihn bis nach Kobe, und ein Jesuit aus dieser Stadt begleitete ihn den Rest des Weges, ausgerüstet mit dem Schreiben eines Arztes von Kobe an die Oberin des Internationalen Spitals, worin es heisst: «Überlegen Sie es sich zweimal, bevor Sie dem Mann eine Bluttransfusion geben, weil wir bei Atombomben-Patienten durchaus nicht sicher sind, dass sie, wenn man ihnen eine Nadel hineinsticht, zu bluten aufhören.»

Pater Kleinsorge kam in furchtbar blutleerem und schwachem Zustand im Krankenhaus an. Er beklagte sich, die Bombe habe seine Verdauung gestört und ihm Bauchschmerzen verursacht. Die Zahl seiner weissen Blutkörperchen betrug

dreitausend – fünf- bis siebentausend sind das Normale –, er war bedenklich blutarm, und seine Temperatur war auf 40 Grad gestiegen. Ein Arzt, der nicht viel über diese merkwürdigen Erscheinungen wusste – Pater Kleinsorge war einer der wenigen Atombomben-Patienten, die nach Tokyo gekommen waren –, kam, um sich ihn anzusehen, und äusserte sich dem Patienten gegenüber sehr zuversichtlich: «In vierzehn Tagen sind Sie wieder draussen.» Als der Doktor jedoch auf den Korridor hinausging, sagte er zur Oberin: «Er wird sterben. All diese Bomben-Menschen sterben – Sie werden sehen. Ein paar Wochen machen sie noch weiter, und dann sterben sie.»

Der Arzt verschrieb Pater Kleinsorge besonders kräftige Nahrung. Alle drei Stunden zwang man ihn, ein paar Eier oder etwas Rindfleischbrühe zu schlucken, und man gab ihm so viel Zucker, wie er vertrug. Man gab ihm Vitamine, Eisenpillen und Arsen (in der Fowlerschen Lösung) gegen die Blutarmut. Er vermengte die beiden Aussagen des Arztes: Er starb weder, noch stand er in vierzehn Tagen auf. Trotz der Tatsache, dass die Botschaft des Arztes aus Kobe ihm die Bluttransfusion versagte, die für ihn die wertvollste Therapie gewesen wäre, gingen das Fieber und die Verdauungsbeschwer-

den ziemlich rasch zurück. Die Zahl der weissen Blutkörperchen stieg für eine Weile an, fiel aber Anfang Oktober wieder auf 3,600, um dann im Laufe von zehn Tagen plötzlich über das Normale – auf 8,800 – zu steigen. Schliesslich blieb sie auf 5,800 stehen. Die unbedeutenden Schrammen auf seinem Körper machten den Ärzten viel Kopfzerbrechen. Ein paar Tage lang schien es, als wollten sie heilen, wenn er aber umherging, brachen sie wieder auf. Sobald er sich wohl zu fühlen begann, freute er sich ungeheuer. In Hiroshima war er einer von tausenden Leidenden gewesen – in Tokyo war er eine Kuriosität. Amerikanische Militärärzte kamen zu Dutzenden, um ihn zu beobachten. Japanische Sachverständige fragten ihn aus. Eine Zeitung interviewte ihn. Und einmal kam der Arzt, der vor einem Rätsel stand, und sagte kopfschüttelnd: «Merkwürdige Fälle, diese Atombomben-Menschen.»

Frau Nakamura hütete mit ihrer Tochter Myeko das Zimmer. Beide waren fortdauernd krank, und obgleich Frau Nakamura das unbestimmte Gefühl hatte, dass ihre Beschwerden von der Bombe herrührten, war sie zu arm, um einen Arzt kommen zu lassen, und erfuhr nie genau, was ihr

eigentlich fehlte. Ohne irgendeine Behandlung, nur durch Ruhe, begannen sie sich allmählich zu erholen. Myekos Haar fiel ein wenig aus, und am Arm hatte sie eine winzige Brandwunde, deren Heilung Monate in Anspruch nahm. Toshio, der Junge, und Yaeko, das ältere Mädchen, schienen ganz gesund zu sein, obwohl auch sie gelegentlich Haar verloren und arge Kopfschmerzen hatten. Toshio hatte noch immer böse Träume, die sich stets um den neunzehnjährigen Mechaniker Hideo Osaki drehten, seinen Helden, der von der Bombe getötet worden war.

Mit vierzig Grad Fieber auf dem Rücken liegend, sorgte sich Tanimoto um all die Leichenbegängnisse, die er für die Toten seiner Kirche abhalten sollte. Er dachte, er sei nur zu übermüdet durch die anstrengende Arbeit; aber als das Fieber einige Tage lang anhielt, schickte er nach einem Arzt. Der war zu beschäftigt, um nach Ushida kommen zu können, sandte aber eine Krankenschwester, die die Symptome als die einer leichten Strahlungserkrankung erkannte und von Zeit zu Zeit wiederkam, um ihm Vitamin B 1 zu injizieren. Ein buddhistischer Priester, mit dem Tanimoto bekannt war,

suchte ihn auf und riet ihm zu einer Mokusa-Verbrennung, die ihm helfen würde. Der Priester zeigte dem Pastor, wie man das uralte japanische Heilverfahren an sich selbst vornehmen könne: man lege einen Zweig des stimulierenden Krautes Mokusa auf den Puls des Handgelenks und zünde es an. Tanimoto fand, dass jede Mokusabehandlung sein Fieber vorübergehend um einen Grad herunterbrachte. Die Krankenschwester hatte ihm gesagt, er solle möglichst viel essen, und alle paar Tage brachte ihm seine Schwiegermutter aus Tsuzu, wo sie, zwanzig Meilen entfernt, lebte, Gemüse und Fisch. Er brachte einen Monat im Bett zu und machte dann eine zehnstündige Eisenbahnreise zu seinem Vater. Dort ruhte er noch einen Monat aus.

Dr. Sasaki und seine Kollegen im Roten-Kreuz-Spital beobachteten die Entwicklung der noch nie dagewesenen Krankheit und stellten schliesslich eine Theorie über ihr Wesen auf. Sie hatte, erklärten sie, drei Stadien. Das erste Stadium war vorüber, ehe noch die Ärzte überhaupt wussten, dass sie es mit einer neuen Krankheit zu tun hatten. Es war die unmittelbare Reaktion des Körpers auf die Bombe in dem Augenblick, da diese fiel, und zwar auf Neutronen, Betaeilchen und Gammastrahlen. Die augenscheinlich unver-

letzten Menschen, die in den wenigen ersten Stunden oder Tagen auf so mysteriöse Weise starben, waren diesem ersten Stadium erlegen. Es tötete fünfundneunzig Prozent aller Menschen im Umkreis einer halben Meile und viele tausend, die weiter entfernt waren. Die Doktoren erkannten im Nachhinein, dass diese Opfer, wenn auch die meisten Toten Verbrennungen und Explosions Wirkungen erlitten hatten, eine an sich tödliche Strahlungsdosis absorbiert hatten. Die Strahlen zerstörten einfach die Körperzellen, brachten ihre Kerne zur Degeneration und durchbrachen ihre Wände. Viele, die nicht sofort starben, erkrankten an Erbrechen, Kopfschmerzen, Übelkeit, Diarrhöe und Fieber, das mehrere Tage anhielt. Die Ärzte waren nicht sicher, ob einige dieser Symptome die Folge der Bestrahlung oder eines Nervenschocks waren.

Das zweite Stadium setzte zehn bis fünfzehn Tage nach der Bombe ein. Sein erstes Symptom war Haarausfall. Dann folgten Diarrhöe und Fieber, das in einigen Fällen bis auf 41 Grad stieg. Fünfundzwanzig bis dreissig Tage nach der Explosion traten Blutkrankheiten auf: das Zahnfleisch begann zu bluten, die Zahl der weissen Blutkörperchen fiel plötzlich, und auf der Haut und den Schleimhäuten erschienen

punktförmige Blutaustritte, Der Rückgang der weissen Blutkörperchen verminderte die Widerstandskraft der Patienten gegen Infektionen, so dass offene Wunden ungewöhnlich langsam verheilten und viele Kranke wunde Mundhöhlen und Kehlen bekamen. Die beiden Schlüsselsymptome, auf welche die Ärzte schliesslich ihre Prognose aufbauten, waren das Fieber und die Zahl der weissen Blutkörperchen. Blieb das Fieber andauernd hoch, so hatte der Patient geringe Chancen, mit dem Leben davonzukommen. Die weissen Blutkörperchen sanken fast immer unter viertausend; ein Patient, dessen Zahl unter tausend fiel, hatte wenig Hoffnung weiterzuleben. Gegen Ende des zweiten Stadiums trat, wenn der Patient am Leben blieb, auch Anämie oder Verminderung der roten Blutkörperchen ein.

Das dritte Stadium war die Reaktion, in die der Körper beim Kampf um den Ausgleich seiner Defekte eintrat, wenn, zum Beispiel, die Zahl der weissen Blutkörperchen nicht nur zum Normalen zurückkehrte, sondern weit über das Normale anstieg. In diesem Stadium starben Viele Patienten an Komplikationen, wie etwa an Infektionen der Brusthöhle. Viele Brandwunden verheilten in tiefgehenden Schichten eines rosa, gummiartigen Narbengewebes, bekannt als Ke-

loid-Tumor. Die Dauer der Krankheit wechselte je nach der Konstitution des Patienten und nach der empfangenen Strahlungsmenge, Manche Opfer erholten sich in einer Woche; bei anderen zog sich der Zustand monatelang hin.

Als die Symptome zutage traten, wurde es deutlich erkennbar, dass viele von ihnen den Wirkungen einer Überdosierung von Röntgenstrahlen glichen, und auf diese Ähnlichkeit gründeten die Ärzte ihre Therapie, Sie gaben den Opfern Leberextrakt, Bluttransfusionen und Vitamine, besonders Vitamin B1, Hierbei waren sie durch den Mangel an Vorräten und Instrumenten behindert, Alliierte Ärzte, die nach der Kapitulation ins Land kamen, fanden Plasma und Penicillin sehr wirksam. Da die Bluterkrankung auf die Dauer der vorherrschende Faktor des Leidens war, entwickelten einige japanische Ärzte eine Theorie hinsichtlich des Sitzes der Krankheit. Sie dachten, dass vielleicht Gammastrahlen, die während der Explosion in den Körper eingedrungen waren, den Phosphor in den Knochen der Opfer radioaktiv gemacht haben könnten, und dass die Knochen nun ihrerseits Betateilchen aussandten, die, wenn sie auch nicht weit durchs Fleisch dringen konnten, doch ins Mark gelangen mochten, wo das Blut hergestellt wird, und

dieses allmählich herunterbringen konnten. Was immer die Quelle der Krankheit war, so hatte sie ihre Launen, die den Ärzten Kopfzerbrechen machten. Nicht alle Patienten zeigten sämtliche Hauptsymptome. Leute, die Verbrennungen von Stichflammen erlitten hatten, waren weitgehend vor der Strahlungskrankheit geschützt. Diejenigen, die nach der Bombe Tage oder auch nur Stunden ruhig gelegen hatten, neigten weniger zu der Erkrankung als jene, die tätig gewesen waren. Graues Haar fiel selten aus. Und als wollte die Natur den Menschen gegen seinen eigenen Scharfsinn schützen, wurden die Fortpflanzungsprozesse eine Zeitlang beeinträchtigt: Männer wurden steril, Frauen hatten Fehlgeburten, die Menstruation hörte auf.

Nach der Überschwemmung wohnte Dr. Fujii zehn Tage im Bauernhaus auf dem Berg oberhalb des Ota. Da hörte er von einer vakanten Privatklinik in Kaitaichi, einer Vorstadt im Osten von Hiroshima. Er kaufte sie sofort, übersiedelte dorthin und hängte ein Schild hinaus, zu Ehren der Eroberer in englischer Sprache:

M. FUJII M. D.
Medical & Veneral

Von seinen Verletzungen wieder vollkommen hergestellt, schuf er sich bald eine grosse Praxis und freute sich, wenn er abends Mitglieder der Besetzungsarmee empfangen, sie reichlich mit Whisky bewirten und sich dabei im Englischen üben konnte.

Am 23. Oktober machte Dr. Sasaki, unter lokaler Betäubung mittels Prokain, einen Einschnitt in Fräulein Sasaki's Bein, um der Eiterung, die elf Wochen nach der Verletzung nicht aufhören wollte, einen Abfluss zu verschaffen. Im Laufe der folgenden Tage bildete sich so viel Eiter, dass er jeden Morgen und Abend die Wundöffnung verbinden musste. Eine Woche später klagte sie über grosse Schmerzen, und er machte ihr einen zweiten Einschnitt. Am 9. November machte er einen dritten Einschnitt, den er am 26. November erweiterte. Während all dieser Zeit wurde Fräulein Sasaki von Tag zu Tag schwächer, und sie verfiel in eine deprimierte Stimmung. Eines Tages besuchte sie der junge Mann, der ihr in Hatsukaichi die Maupassant-Übersetzung geliehen hatte. Er erzählte ihr, er gehe nach Kyushu, würde sie aber, wenn er zurückkäme, gerne wiedersehen. Es machte ihr keinen Eindruck. Ihr Bein war in seiner ganzen Länge so angeschwollen und schmerzte so sehr,

dass der Arzt nicht einmal versucht hatte, die Brüche einzurichten, und obgleich eine im November gemachte Röntgenaufnahme zeigte, dass die Knochen heilten, konnte sie unter der Bettdecke sehen, dass ihr linkes Bein um fast drei Zoll kürzer war als das rechte, und dass der linke Fuss sich einwärts drehte. Sie gedachte oft ihres einstigen Verlobten. Jemand erzählte ihr, dass er aus Übersee zurückgekehrt sei. Infolge seines Fernbleibens grübelte sie darüber nach, was er wohl von ihren Verletzungen gehört haben mochte.

Pater Kleinsorge wurde am 19. Dezember aus dem Spital in Tokyo entlassen und fuhr mit der Eisenbahn nach Hause. Unterwegs bestieg in Yokogawa, einer Haltestelle vor Hiroshima, zwei Tage später Dr. Fujii den Zug. Es war das erste Mal, seit den Tagen vor der Bombe, dass die beiden Männer einander begegneten. Dr. Fujii erzählte, er fahre zur alljährlichen Zusammenkunft seiner Familie am Jahrestag des Todes seines Vaters. Als sie von ihren Erlebnissen zu sprechen begannen, berichtete der Doktor geradezu amüsant, wie seine beiden Wohnstätten in den Fluss gefallen waren. Dann fragte er Pater Kleinsorge, wie es ihm gehe, und der Jesuit erzählte von seinem Aufenthalt im Kranken-

haus. «Die Ärzte haben mir gesagt, ich solle vorsichtig sein», sagte er. «Sie verordneten mir ein zweistündiges Nachmittagsschläfchen jeden Tag?»

«Es ist schwer heutzutage in Hiroshima vorsichtig zu sein. Alle Menschen scheinen sehr viel zu tun zu haben».

Schliesslich hatte eine neue Stadtverwaltung, unter Leitung der alliierten Militärregierung, im Rathaus zu arbeiten begonnen. Zu Tausenden kehrten Einwohner, die sich von den verschiedenen Graden der Strahlungskrankheit erholt hatten in die Stadt zurück. Am 1. November betrug die Bevölkerungszahl, die sich meistens in den Vorstädten zusammen drängte, bereits 137'000 Köpfe, mehr als ein Drittel des Maximum der Kriegsjahre. Die Stadtverwaltung entwarf allerhand Projekte, zur Anstellung der Einwohner beim Wiederaufbau der Stadt. Sie stellte Leute an, die die Strassen säubern sollten, und andere, um Bruchstücke zu sammeln, es zu sortieren und gegenüber dem Rathause zu Bergen aufzuhäufen. Manche zurückkehrenden Einwohner errichteten sich ihre eigenen Hütten und Buden, neben denen sie kleine Bodenflächen mit Winterweizen bebauten?

die Stadt selbst bewilligte und baute vierhundert Einfamilienbaracken. Die öffentlichen Einrichtungen wurden in Stand gesetzt, das elektrische Licht brannte wieder, die Strassenbahn begann zu verkehren, und die Arbeiter der Wasserwerke reparierten siebzigtausend Lecke an Hauptrohren und Hausleitungen. Eine Planierungskonferenz, mit einem begeisterten jungen Offizier der Militärregierung, dem Leutnant John D. Montgomery, als Ratgeber, begann zu beraten, was für eine Stadt das neue Hiroshima werden sollte. Die zerstörte Stadt verdankte ihre Blüte – und ihre Eigenschaft als einladendes Objekt für Bombardements – in erster Linie dem Umstande, dass sie eines der wichtigsten Militär- und Verkehrszentren Japans war, ja sie wäre, wenn die Inseln besetzt, wenn Tokyo erobert worden wäre, zum kaiserlichen Hauptquartier aufgerückt. Jetzt würden keine gewaltigen Militäretablissemments die Stadt zu neuem Leben erwecken. Die Konferenz, die in Verlegenheit war und nicht wusste, welche Bedeutung Hiroshima besitzen könnte, verfiel auf ziemlich verschwommene Kultur- und Stadtplanungsprojekte. Sie machte Entwürfe mit hundert Yards breiten Boulevards und dachte ernstlich daran, eine Gebäudegruppe als Denkmal zur Erinnerung an die Katastrophe zu errichten und sie «Institut

für internationale Freundschaft» zu benennen. Statistiker trugen alle zugänglichen Ziffern über die Wirkungen der Bombe zusammen. Sie berichteten, dass 78'150 Menschen getötet, 13'983 vermisst und 37'425 verwundet wurden. In der Stadtverwaltung behauptete niemand, dass diese Zahlen genau seien – die Amerikaner akzeptierten sie immerhin als offiziell –, und als im Laufe der Monate immer wieder hunderte Leichen aus dem Schutt ausgegraben wurden, als die Zahl der nicht reklamierten Aschenurnen im Zempoji-Tempel zu Koi in die Tausende stieg, änderten die Statistiker ihre Angaben dahin, dass durch die Bombe mindestens hunderttausend Menschen ums Leben gekommen seien. Da viele durch kombinierte Ursachen starben, war es unmöglich genau auszurechnen, wie viele an jeder einzelnen Ursache zugrunde gegangen waren, aber die Statistiker berechneten, dass rund fünf- undzwanzig Prozent durch unmittelbare Verbrennungen, etwa fünfzig Prozent infolge anderweitiger Verletzungen und etwa zwanzig Prozent an den Folgen der Strahlungswirkung starben. Zuverlässiger waren die Ziffern der Statistiker über den Sachschaden: von neunzigtausend Gebäuden wurden zweiundsechzigtausend zerstört, weitere

sechstausend wurden so stark beschädigt, dass sie nicht mehr repariert werden konnten. Im Herzen der Stadt fanden sie bloss fünf moderne Gebäude, die ohne grössere Reparaturen wieder benutzt werden konnten. Diese kleine Zahl ist keineswegs auf die schwache Bauart der japanischen Häuser zurückzuführen. Tatsächlich verlangten die japanischen Bauverordnungen seit dem Erdbeben des Jahres 1923, dass das Dach jedes grösseren Gebäudes eine minimale Tragfähigkeit von siebzig Pfund per Quadratfuss haben müsse, während die amerikanischen Vorschriften normalerweise nicht mehr als vierzig Pfund per Quadratfuss fordern.

In Haufen kamen die Wissenschaftler in die Stadt. Die einen massen die Energie, die nötig war, um die marmornen Grabsteine auf den Friedhöfen von ihrer Stelle zu rücken, zweiundzwanzig von den siebenundvierzig Eisenbahnwaggons auf dem Gelände des Bahnhofes von Hiroshima umzuwerfen, die Betonstrasse auf einer der Brücken emporzuheben und zu verrücken, oder andere beachtenswerte Kraftleistungen zu vollbringen. Sie kamen zu dem Schluss, dass der Druck der Explosion zwischen 5,3 und 8 Tonnen per Quadratfuss schwankte.

Andere fanden, dass der Glimmer, dessen Schmelzpunkt bei 900 Grad Celsius liegt, auf granitene Grabsteinen, die

dreihundertachtzig Yards vom Zentrum entfernt waren, geschmolzen war, dass Telephonmaste aus dem Holz der *Cryptomeria Japonica*, deren Verkohlungstemperatur 240 Centigrade beträgt, in einer Entfernung von vierundvierzig Yards vom Zentrum verkohlt waren, und dass die Oberfläche der grauen Lehmziegel, wie man sie in Hiroshima verwendete und deren Schmelztemperatur 1.300 Grad Celsius ist, in einem Abstand von sechshundert Yards geschmolzen waren. Und nach Untersuchung anderer charakteristischer Aschen und geschmolzener Stücke kamen sie zu dem Schluss, dass die Hitze der Bombe auf dem Boden des Zentrums 6.000 Grad Celsius betragen haben muss. Aus weiteren Messungen, die unter anderem das Zusammenkratzen von Spaltungsfragmenten aus Dachrinnen und Regenrohren in der weit entfernten Vorstadt Takasu – 3.300 Yards vom Zentrum – notwendig machten, erfuhr man einige weitaus wichtigere Tatsachen über das Wesen der Bombe.

General MacArthurs Hauptquartier zensurierte systematisch jede Erwähnung der Bombe in japanischen wissenschaftlichen Publikationen, aber das Ergebnis der wissenschaftlichen Berechnungen wurde bald Gemeingut der japanischen Physiker, Ärzte, Chemiker, Journalisten, Profes-

soren und zweifellos auch jener Politiker und Militärs, die noch unter Menschen kamen. Lange bevor man es der amerikanischen Öffentlichkeit mitgeteilt hatte, wussten die meisten Wissenschaftler und sehr viele Laien in Japan – und zwar aus den Berechnungen japanischer Kernphysiker –, dass in Hiroshima eine Uranbombe explodiert war, und eine kräftigere, eine Plutoniumbombe, in Nagasaki. Sie wussten auch, dass es theoretisch möglich war, eine zehn- oder zwanzigmal stärkere Bombe herzustellen. Die japanischen Wissenschaftler glaubten die genaue Höhe zu kennen, in der die Bombe über Hiroshima explodiert war, wie auch das annähernde Gewicht des verwendeten Urans. Sie schätzten, dass, selbst bei der primitiven Bombe, die in Hiroshima angewendet wurde, eine fünfundsiebzig Centimeter dicke Betondecke erforderlich wäre, um einen Menschen mit Sicherheit vor der Strahlungserkrankung zu schützen. Die Wissenschaftler hatten diese und andere Einzelheiten, die in den Vereinigten Staaten geheimgehalten wurden, gedruckt und vervielfältigt und in kleine Bücher gebunden. Die Amerikaner wussten von ihrer Existenz, aber sie aufzuspüren und dafür zu sorgen, dass sie nicht in unrechte Hände kämen, würde die Okkupationsbehörden

gezwungen haben, für diesen Zweck allein in Japan ein enormes Polizeisystem aufzurichten. Immerhin waren die japanischen Wissenschaftler einigermaßen amüsiert über die Bemühungen der Sieger, die Atomspaltung geheimzuhalten.

Gegen Ende Februar 1946 suchte eine Freundin von Fräulein Sasaki Pater Kleinsorge auf und bat ihn, sie im Spital zu besuchen. Sie kränkelte immer mehr und wurde zusehends deprimierter; am Leben schien sie wenig Interesse zu haben. Pater Kleinsorge besuchte sie einige Male. Bei seinem ersten Besuch hielt er das Gespräch in allgemeinen, formellen Grenzen, wenn auch mit einer gewissen Anteilnahme, und sprach nicht von Religion. Bei seinem zweiten Besuch brachte Fräulein Sasaki selbst das Gespräch auf dieses Thema. Offensichtlich hatte sie schon einige Unterhaltungen mit einem Katholiken geführt. Sie fragte geradeheraus: «Wenn Ihr Gott so gütig und freundlich ist, wie kann er dann Menschen so furchtbar leiden lassen?» Sie machte eine Geste, die ihr verkürztes Bein, die anderen Patienten im selben Raum und ganz Hiroshima einbezog.

«Mein Kind», antwortete Pater Kleinsorge, «der Mensch befindet sich nicht in dem Zustande, den Gott beabsichtigte.

Der Mensch ist durch die Sünde in Ungnade gefallen.» Und fuhr fort, die Gründe hierfür auseinanderzusetzen.

Es kam Frau Nakamura zu Ohren, dass ein Zimmermann aus Kabe in Hiroshima eine Anzahl Holzhütten baute, die er für fünfzig Yen im Monat vermietete – nach dem festgesetzten Kurs drei und ein Drittel Dollar. Frau Nakamura hatte die Bestätigungen über ihre Wertpapiere und sonstigen Kriegsparsnisse verloren, hatte aber glücklicherweise erst wenige Tage vor der Bombe alle Nummern abgeschrieben und das Verzeichnis nach Kabe mitgenommen. Als ihr Haar hinreichend nachgewachsen war, sodass sie sich wieder unter Menschen zeigen konnte, ging sie zu ihrer Bank in Hiroshima, und dort sagte ihr ein Beamter, dass ihr nach Prüfung der Ziffern an Hand der Eintragungen das Geld ausbezahlt würde. Sobald sie es bekommen hatte, mietete sie eines der Holzhäuschen des Zimmermanns. Es lag in Nobori-cho, nicht weit von dem Platz, auf dem ihr früheres Haus gestanden hatte, und obgleich es einen Lehm Boden hatte und im Innern dunkel war, so war es doch wenigstens ein Heim in Hiroshima, und sie war nicht mehr von der Wohltätigkeit ihrer Familie abhängig. Im Laufe des Früh-

jahres räumte sie den Schutt neben dem Häuschen fort und legte einen Gemüsegarten an. Sie kochte mit Geräten und ass von Tellern, die sie aus den Trümmern herausgeklaut hatte. Myeko schickte sie in den von den Jesuiten wiedereröffneten Kindergarten, während die beiden älteren Kinder die Volksschule von Nobori-cho besuchten, die in Ermangelung eines Gebäudes im Freien Unterricht hielt. Toshio wollte, Wie sein Held Hideo Osaki, Mechaniker werden.

Die Preise waren hoch; gegen Ende Juni waren Frau Nakamuras Ersparnisse verbraucht. Um sich Lebensmittel zu beschaffen, verkaufte sie etwas von ihren Kleidern. Einst hatte sie mehrere teure Kimonos besessen, aber einer war ihr während des Krieges gestohlen worden, einen hatte sie einer Schwester gegeben, die in Tokuyama ausgebombt worden war, zwei hatte sie beim Bombardement von Hiroshima eingebüsst, und nun verkaufte sie ihren letzten. Er brachte ihr nur hundert Yen, die nicht lange reichten. Im Juni fragte sie Pater Kleinsorge um Rat, wie sie sich fortbringen solle, und Anfang August dachte sie noch über die zwei vorgeschlagenen Alternativen nach: entweder Hausarbeit bei einem Mitglied der alliierten Besatzungstruppen anzunehmen, oder von

ihren Verwandten Geld zu borgen – etwa fünfhundert Yen oder etwas mehr als dreissig Dollar –, um die verrostete Nähmaschine reparieren zu lassen und wieder Näherin zu werden.

Als Tanimoto aus Shikoku zurückkam, spannte er über das Dach des arg beschädigten Hauses, das er in Ushida gemietet hatte, ein Zelttuch. Das Dach leckte noch, und er hielt den Gottesdienst in dem dumpfigen Wohnzimmer ab. Er begann daran zu denken, Geld für die Wiederherstellung seiner Kirche im Stadtzentrum aufzubringen. Mit Pater Kleinsorge befreundete er sich und traf die Jesuiten oft. Er beneidete sie um den Reichtum ihrer Kirche – es schien, als könnten sie alles tun, was sie wollten. Ihm selbst stand nichts zur Verfügung als seine eigene Energie, und die war nicht mehr auf der früheren Höhe.

Die Gesellschaft Jesu war die erste, die in den Ruinen von Hiroshima einen verhältnismässig dauerhaften Notbau errichtete, und zwar, während Pater Kleinsorge im Krankenhaus lag. Sobald er zurückkam, wohnte er zunächst in diesem Notbau, und gemeinsam mit einem anderen Priester, Pater Ladermann, der sich ihm in der Mission ange-

schlossen hatte, führte er die Erwerbung von drei standardisierten Baracken durch, wie die Stadt sie zu siebentausend Yen per Stück zu verkaufen bereit war. Zwei solche Baracken stellten sie, mit den Enden gegeneinander, auf und machten eine hübsche Kapelle aus ihnen; in der dritten nahmen sie die Mahlzeiten ein. Als wieder Material zu haben war, beauftragten sie einen Bauunternehmer, ihnen ein dreistöckiges Missionshaus zu errichten, das genau dem alten, durch Feuer zerstörten Gebäude gleichen sollte. Auf dem Bauplatz sägten Zimmerleute Balken, stemmten Zapfenlöcher aus und schnitten Zapfen zurecht, schnitzten hölzerne Bolzen und bohrten Löcher für sie, bis alle Bestandteile des Hauses auf einem sauberen Haufen beisammenlagen. Dann setzten sie das Ganze, wie ein orientalisches Geduldspiel, in drei Tagen ohne auch nur einen einzigen Nagel zusammen.

Es fiel Pater Kleinsorge schwer, vorsichtig zu sein und sein tägliches Schläfchen zu halten, wie Dr. Fujii ihm geraten hatte. Täglich ging er zu Fuss aus, um japanische Katholiken und zukünftige Konvertiten zu besuchen. Im Laufe der Monate wurde er zusehends müder. Im Juni las er in der in Hiroshima erscheinenden Zeitung «Chugoku» einen Artikel, worin die Lieberlebenden gewarnt wurden, allzu-

schwer zu arbeiten – aber was sollte er tun? Im Juli war er völlig erschöpft, und Anfang August, fast genau am Jahrestag der Bombe, kehrte er in das Internationale Katholische Spital zu Tokyo zurück, um sich einen Monat auszuruhen.

Ob nun Pater Kleinsorges Antworten auf Fräulein Sasaki's Fragen endgültige und absolute Wahrheiten waren oder nicht – sie schien aus ihnen rasch körperliche Kräfte zu beziehen. Dr. Sasaki merkte es und beglückwünschte Pater Kleinsorge. Am 15. April waren ihre Temperatur und die Zahl der weissen Blutkörperchen normal, und die Infektion in ihrer Wunde begann zurückzugehen. Am 20. April fand sich fast kein Eiter mehr, und zum ersten Mal humpelte sie auf Krücken einen Korridor entlang. Fünf Tage später hatte die Wunde angefangen zu verheilen, und am letzten Tag des Monats wurde sie entlassen.

Während des Frühsommers bereitete sie sich auf den liebertritt zum Katholizismus vor. In dieser Periode ging es mit ihr auf und ab. Sie hatte tiefe Depressionen. Sie wusste, dass sie zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. Ihr Verlobter besuchte sie niemals. Sie hatte, von Lektüre abgesehen, nichts anderes zu tun, als von ihrem Haus, das auf einem Hügelabhanging in Koi stand, hinauszuschauen über die Ruinen der

Stadt, in der ihre Eltern und ihr Bruder umgekommen waren. Sie war nervös, und bei jedem unvermuteten Geräusch fuhr sie sich mit den Händen schnell an die Kehle, Das Bein schmerzte noch; sie rieb es oft und tätschelte es, als wollte sie es trösten,

Es dauerte sechs Monate, bis das Rote Kreuz-Spital wieder zum normalen Zustand zurückkehrte; bei Dr. Sasaki dauerte es noch länger, Bis die Stadt die elektrischen Kraftwerke wieder in Stand gesetzt hatte, musste das Spital sich schlecht und recht mit einem japanischen Armeegenerator behelfen, der im Hinterhof aufgestellt war, Operationstische, Röntgenapparate, Stühle für Zahnärzte, alles Komplizierte und Wesentliche kam spärlich und durch Wohltätigkeit aus anderen Städten, In Japan ist das «Gesicht» auch bei Anstalten wichtig, und noch lange bevor die ärztliche Ausrüstung des Roten-Kreuz-Spitals wieder auf der Höhe war, liessen die Direktoren eine neue Fassade aus gelben Ziegeln herstellen, so dass das Spital zum schönsten Gebäude von Hiroshima wurde – von der Strasse aus gesehen, In den ersten vier Monaten war Dr. Sasaki der einzige Chirurg unter den Ärzten des Spitals und verliess das Haus fast nie. Dann begann er allmählich, auch für sein Privatleben

Interesse zu zeigen, Im März heiratete er. Er gewann etwas von seinem verlorenen Gewicht zurück, aber sein Appetit liess nach wie vor zu wünschen übrig, Vor der Bombe pflegte er zu jeder Mahlzeit vier Reiskugeln zu essen, aber ein Jahr später brachte er es nicht über zwei. Die ganze Zeit fühlte er Müdigkeit. «Aber ich muss mir vor Augen halten», sagte er, «dass die ganze Gemeinde müde ist.»

Ein Jahr nach dem Abwurf der Atombombe war Fräulein Sasaki ein Krüppel, Frau Nakamura aller Mittel entblösst; Pater Kleinsorge wieder im Spital, Dr. Sasaki war nicht im Stande, die Arbeit zu leisten, die er früher geleistet hatte, Dr. Fujii hatte die Privatklinik mit dreissig Zimmern verloren, ein Besitz, dessen Erwerb ihn Viele Jahre gekostet hatte und den wieder aufzubauen er keine Aussicht hatte, Tanimotos Kirche war zerstört, und er besass nicht mehr seine ausserordentliche Vitalität, Das Leben dieser sechs Menschen, die zu den glücklichsten von Hiroshima zählten, wird nie wieder das alte sein, Natürlich stimmten sie in ihren Ansichten über ihre Erlebnisse und über den Zweck der Atombombe nicht überein. Doch schienen sie in *einem* Punkt die gleichen Gefühle zu hegen: es

war das Gefühl eines merkwürdig gehobenen Gemeinschaftsgeistes, ähnlich wie es die Londoner nach den furchtbaren Luftangriffen hatten – eine Art Stolz, dass sie und diejenigen, die mit ihnen die Katastrophe überlebt hatten, einer grauenvollen Heimsuchung standgehalten hatten.

Kurz vor dem Jahrestag schrieb Tanimoto in einem Brief an einen Amerikaner Worte, die sein Gefühl zum Ausdruck brachten: «Welch ein herzerreissendes Schauspiel war die erste Nacht! Gegen Mitternacht landete ich am Flussufer. Auf dem Boden lagen so viele Verwundete, dass ich über sie hinwegsteigen musste. Indem ich immer wieder sagte: ‚Entschuldigt mich!‘, gab ich aus einem mitgebrachten Eimer jedem einen Becher Wasser. Sie erhoben sich mit dem Oberkörper langsam vom Boden, nahmen mit einer Verbeugung den Becher, tranken still und reichten mir, nachdem sie einen etwaigen Rest ausgegossen hatten, den Becher mit herzlichem Ausdruck ihrer Dankbarkeit zurück. Dabei sagten sie: ‚Ich konnte meiner Schwester nicht helfen, weil ich mich um meine Mutter kümmern musste, die eine tiefe Wunde am Auge hatte, und unser Haus stand bald darauf in Flammen, und wir entkamen mit knapper Not. Sehen Sie, ich habe mein Heim, meine Familie

verloren und bin selbst schwer verwundet. Aber nun bin ich entschlossen, alles zu opfern, was ich habe, damit der Krieg für das Vaterland gewonnen werde? Solches gelobten sie mir, und auch Frauen und Kinder taten dasselbe. Vollkommen erschöpft, legte ich mich zwischen ihnen auf den Boden, konnte aber durchaus nicht schlafen. Am nächsten Morgen fand ich viele Männer und Frauen, denen ich in der vergangenen Nacht Wasser gegeben, tot. Aber zu meiner Verwunderung hörte ich niemals auch nur einen einzigen Menschen hemmungslos schreien, selbst wenn er die unerträglichsten Schmerzen litt. Sie starben ohne Groll und ertrugen alles mit zusammengebissenen Zähnen. Alles für ihr Vaterland!

«Dr. Y. Hiraiwa, Professor an der Universität von Hiroshima und Mitglied meiner Kirche, wurde mit seinem Sohn, der an der Universität von Tokyo studierte, unter einem zweistöckigen Haus begraben. Keiner von beiden konnte sich unter dem ungeheuren Druck auch nur einen Zoll bewegen. Und das Haus hatte bereits Feuer gefangen. Da sagte der Sohn: ‚Vater, wir können nichts tun, als entschlossen unser Leben für das Vaterland hinzugeben. Ein Banzai für unseren Kaiser? Der Vater stimmte ein: ‚Tennoheika, Banzai, Banzai, Banzai?‘ Später erzählte Dr. Hiraiwa: ‘Es klingt

merkwürdig, aber als ich das Banzai auf den Tenno ausrief, fühlte ich in meinem Herzen Ruhe und Heiterkeit und Frieden? Nachher gelangte der Sohn hinaus, grub sich hinunter und zog den Vater heraus? so waren sie gerettet. Wenn Dr. Hiraiwa an jene Zeit zurückdachte, sagte er immer wieder: ‚Welch ein Glück, dass wir Japaner sind! Es war das erste Mal, dass ich ein so schönes Gefühl empfand, als ich entschlossen war, für unseren Kaiser zu sterben?‘

«Fräulein Kayoko Nobutoki, Schülerin des Mädchen-gymnasiums, Hiroshima Jazabuin, Tochter eines Angehörigen meiner Kirche, ruhte mit ihren Freundinnen an der mächtigen Einzäunung des buddhistischen Tempels aus. Im Augenblick, als die Atombombe abgeworfen wurde, fiel die Einzäunung über die Mädchen. Unter dem riesigen Gewicht der Einzäunung konnten sie sich nicht rühren, und dann drang der Rauch durch jede Ritze und benahm ihnen den Atem. Eines der Mädchen stimmte die Nationalhymne an – Kimi ga yo –, andere folgten im Chor und starben. Inzwischen entdeckte ein Mädchen eine Spalte und machte die äussersten Anstrengungen, um hinauszukommen. Als man sie ins Rote-Kreuz-Spital brachte, erzählte sie, wie ihre

Freundinnen gestorben seien, wobei sie sich der Nationalhymne und des Chors erinnerte. Es waren dreizehnjährige Mädchen.

«Ja, die Leute von Hiroshima starben mannhaft bei der Explosion der Atombombe, da sie glaubten, für den Kaiser zu sterben.»

Eine überraschend grosse Zahl der Einwohner von Hiroshima verhielt sich gegen die moralische Seite der Bombe gleichgültig. Möglich, dass sie zu sehr erschreckt waren, um überhaupt darüber nachzudenken. Wenige gaben sich die Mühe herauszufinden, wie eine solche Bombe aussah. Typisch waren Frau Nakamuras Vorstellung von der Bombe und der heillose Respekt, den sie vor ihr hatte. Wenn jemand sie fragte, pflegte sie zu sagen: «Die Atombombe hat die Grösse einer Zündholzschachtel. Ihre Hitze ist sechstausendmal so gross wie die der Sonne. Sie ist in der Luft explodiert. In der Bombe ist Radium. Ich weiss nicht genau, wie sie funktioniert, aber wenn das Radium zusammengesetzt wird, explodiert es.» Was die Anwendung der Bombe betrifft, erklärte sie: «Es war Krieg – wir mussten darauf gefasst sein.» Und dann setzte sie hinzu: «Shikata ga nai», ein japanischer Ausdruck, der ebenso häufig ist und etwa dasselbe bedeutet wie das russische «nitschewo»:

«Da kann man nichts machen. Na ja. Schade.» Ungefähr dasselbe sagte Dr. Fujii eines Abends zu Pater Kleinsorge über die Bombe, und zwar in deutscher Sprache: «Da ist nichts zu machen.»

Viele Bürger von Hiroshima hegten jedoch nach wie vor Gefühle des Hasses gegen die Amerikaner, Gefühle, die auf keine Weise auszutilgen waren. «Ich sehe», sagte Dr. Sasaki einmal, «dass eben jetzt in Tokyo ein Prozess gegen Kriegsverbrecher im Gange ist. Ich glaube, man sollte den Menschen, die die Anwendung der Bombe beschlossen haben, den Prozess machen und sie alle aufhängen.»

Pater Kleinsorge und die übrigen deutschen Jesuiten, von denen man – als Ausländer – einen verhältnismässig unbeteiligten Gesichtspunkt hätte erwarten dürfen, diskutierten oft die moralische Seite der Atombombe. Einer von ihnen, Pater Siemes, der zur Zeit des Angriffs in Nagatsuka draussen war, schrieb in einem Bericht an den Heiligen Stuhl zu Rom: «Manche von uns reihen die Bombe in die gleiche Kategorie ein wie das Giftgas und sind gegen ihre Verwendung gegen die Zivilbevölkerung. Andere sind der Ansicht, dass es in einem totalen Krieg, wie er in Japan geführt wurde, keinen Unterschied zwischen Zivilbevölkerung und Soldaten gibt, und dass die Bombe an sich eine

wirksame Kraft war, die die Beendigung des Blutvergiessens bezweckte, Japan ermahnte, zu kapitulieren und so die vollständige Vernichtung zu vermeiden. Es erscheint logisch, dass derjenige, der den totalen Krieg grundsätzlich befürwortet, sich nicht über die Kriegführung gegen die Zivilbevölkerung beklagen darf. Der springende Punkt ist, ob der totale Krieg in seiner gegenwärtigen Form zu rechtfertigen ist, selbst wenn er einer gerechten Sache dient, Hat er nicht materielle und geistige Liebel zur Folge, die alles, was an Gutem daraus entspringen könnte, weit übersteigen? Wann werden unsere Ethiker uns auf diese Frage eine klare Antwort geben?»

Es ist unmöglich zu sagen, welches Grauen in die Seelen von Kindern versenkt wurde, die den Tag der Atombombe in Hiroshima durchlebt haben, Oberflächlich gesehen waren ihre Erinnerungen, Monate nach der Katastrophe, die eines abwechslungsreichen Abenteuers. Toshio Nakamura, zur Zeit der Bombe zehn Jahre alt, war bald im Stande, unbefangen, ja sogar heiter über das Erlebnis zu sprechen, und wenige Wochen vor dem Jahrestag schrieb er folgenden sachlichen Aufsatz für seinen Lehrer an der Volksschule zu Noboricho:

«Am Tag vor der Bombe ging ich schwimmen. Am Morgen ass ich Erdnüsse, Ich sah ein Licht, Ich wurde auf den Schlafplatz meiner kleinen Schwester geworfen, Als wir gerettet waren, konnte ich nicht weiter sehen als bis zur Strassenbahn, Meine Mutter und ich begannen unsere Sachen einzupacken, Die Nachbarn gingen verbrannt und blutend umher, Hatayasan sagte mir, ich solle mit ihr davonlaufen, Wir gingen in den Park. Ein Wirbelwind kam, Nachts brannte ein Gasometer, und ich sah die Spiegelung im Fluss, Wir blieben eine Nacht im Park, Am nächsten Tag ging ich zur Taiko-Brücke und traf meine Freundinnen Kikuki und Murakami, Sie suchten ihre Mütter. Aber Kikukis Mutter war verwundet, und Murakamis Mutter war leider tot.»

ENDE